

**Uexküll-Gyllenband, Karl Friedrich Emich von**

**Fragmente über Italien In Briefen an einen Freund 1811**

**Cöln 1811**

**Ital. 179 b**

---

### **Nutzungsbedingungen**

Bitte beachten Sie folgende Nutzungsbedingungen:

1. Die Dateien werden Ihnen nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke zur Verfügung gestellt.
2. Nehmen Sie keine automatisierten Abfragen vor.
3. Nennen Sie die Bayerische Staatsbibliothek als Eigentümerin der Vorlage.
4. Bei der Weiterverwendung sind Sie selbst für die Einhaltung von Rechten Dritter, z. B. Urheberrechten, verantwortlich.

### **Usage Guidelines**

Please observe the following usage guidelines:

1. The files are provided for personal, non-commercial purposes only.
2. Refrain from automated querying.
3. Attribute ownership of the original to the Bavarian State Library.
4. In using the files, it is your own responsibility to observe the rights of third parties, e. g. copyright regulations.

Ital.

179

h

Ital. 179 b



<36610765940011

<36610765940011

Bayer. Staatsbibliothek



Ital.

149  
F. G.  
C.

ROYAL  
SOCIETY

Ital. 179

Fragmente

Köhl. 58.

[Verfasser: Karl Friedrich  
Ludwig Frick von  
Vorstättl. - Gyllenband

**F R A G M E N T E**

**Ü B E R**

**I T A L I E N.**

*Ein Manuscript, nur einige  
Duzende für Freunde gedruckt*

**IN BRIEFEN AN EINEN FREUND.**

**1 8 1 1.**

---

**ERSTER BRIEF.**

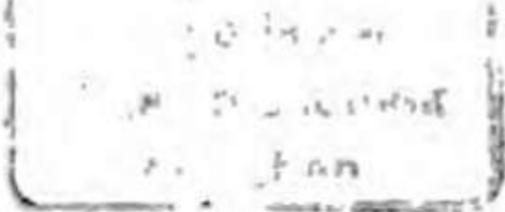
1

45 B

BIBLIOTHECA  
REGIA  
MONACENSIS

TI

3



---

## Erster Brief.

---

Rom den 1. Jul. 1811.

**S**ie wollen, mein Freund, ich soll Ihnen etwas aus diesem einst gelobten Lande schreiben, wohin sich so viele sehnen, und mehrere glauben, sie müßten sich Anstands halber sehnen, weil es nun eine Gemeinweide geworden ist, auf der sich alles aus Teutschland herumtummelt, was für einen Kunstfreund und für gebildet gelten will, und was durch diese Liebhaberey sich sein Brod erscribten, erwerben will oder muß.

Die Schweiz, ja die hohen Alpen hat das Gesindel so niedergetreten, dafs man sie gar nicht mehr für hoch hält, dafs man sie blos dem Geologen und Botaniker überläßt, welche die triviale Beschäftigung noch forttreiben, durch Sammeln, Beobachten, Messen, ohne Geräusch und in Aufsätzen,

die man freylich weder in Tagblättern noch Miscellen verfaßt dem Publicum so vorwerfen kann, daß es die Kost wie einen Scheffel Eicheln bezahlt, die Masse menschlicher Kenntnisse zu vermehren und besser und nachhaltender als ästhetisch mystisches Faseln und durch Naturphilosophie zu veredeln.

Nun geht es an die Apenninen und an die Monumente jenseits und diesseits, und weil sich westlich derselben einige Städte befinden, wo von bessern Zeiten her manche Kunstgegenstände mögen vorzufinden seyn, so geht es über diese auch los und über die liebe Kunst, welche sie berühmt machte.

Man schreibt in gebundner und ungebundner Rede und vermischt, druckt, zeichnet, sticht mahlerische Reisen, Ansichten. Man schreibt allgemeine und partielle Kunstgeschichten, und der Theorien, der Erklärer und Gründer derselben Name ist Legion. Zweyhundert Jahre, ehe Voyages pittoresques entstanden, sammelte man in Rom die Reste ehemaliger Gröfse. Bey der Regeneration der Wissenschaften zu den Zeiten der Mediceer beeiferten sich Mahler und

Kupferstecher, die Monumente der schönen Periode der Künste zu erhalten. Man grub, man untersuchte, und was wohl zu merken ist, man grub, man untersuchte und man fand. Alle diese Schätze wurden dem damaligen Publicum auf eine sehr einfache Weise mitgetheilt. Der Forscher der Kunst vergleiche die Werke der damaligen Zeit, z. E. eines de Cavalleriis, mit unsern neuen Museen — sie sprechen sich beyderseits selbst aus.

Wie soll man jetzt am Anfang des 19ten Jahrhunderts etwas sagen oder schreiben, das der Zuhörer oder Leser, wenn er über 15 Jahr alt ist, und kein schlechtes Gedächtniß hat, nicht schon längst in der Lesebibliothek seines Orts oder Oertchens oder in einer periodischen Schrift gelesen hätte.

Sie wissen zu dem, lieber Freund, was auf meiner Individualität für Hindernisse zu beobachten, zu sammeln, und was noch schwerer ist, zu digeriren, schon lange haften. Begnügen Sie sich also mit abgerissenen Stücken, Centonen von Beobachtungen, mit einigen Resultaten, Winken u. dergl., jedoch reinen Thatsachen. Die

*ein Sa  
Zeichn  
im 16  
Jahrhu  
dert.*

Induction wird Sie selbst zu einer festen Meynung leiten.

Worauf Sie, m. Fr., wohl am begierigsten seyn werden, und worauf unsre teutschen periodischen Schriften Ihre Aufmerksamkeit am meisten werden gespannt haben, sind die Ausgrabungen in Rom. Die teutschen Redacteurs periodischer Blätter und Beyträge-Sammler zu diesen haben ein solches Lobhudeln davon angefangen, den Zweck, die Mittel, die Resultate davon so *selbst* erhoben, daß<sup>t</sup> der kaltblütigste Leser, weil er immer und immer davon hört, am Ende doch denken muß, es sey was daran, besonders weil er in seinem Herzen den Wunsch doch hegt, daß von den zahllosen Kunstschatzen, welche die Erde noch verbirgt, endlich wieder etwas möchte zu Tage gefördert werden. Um schon im voraus zu wissen, was an der Sache ist, muß ich Sie mit der Ankündigung des Unternehmens vorläufig bekannt machen.

Das Giornale del Campidoglio läßt alles hinter sich, was an Kriecherey und Uebertreibung gedacht werden kann, nur die teutschen Journalschreiber nicht. Man glaubt einen sichern Hofartikel und Fetenbeschrei-

bung in der eleganten Zeitung zu lesen. Es hat auch eine Entschuldigung, daß es nämlich unter einem höhern Einfluß steht, daß ihm befohlen ist, so zu schreiben, während wir Teutschen, wenn wir gleich nicht schreiben und drucken lassen können, wie wir wollen, doch wenigstens schweigen dürfen. Der Römer liest solche Artikel, liest sie auch nicht, denn er ist nichts weniger als leselustig, und klug sagt er nichts.

Das Giornale del Campidoglio leitet also ein, Nr. 4. 5. Januar 9. 1811.

In einem angeblichen Brief eines Reisenden fragt dieser seinen Freund: „ob er sich  
 „noch erinnere, mit welchem Aerger er son-  
 „sten werde beobachtet haben, daß auf dem  
 „alten Forum die Ochsen mit ihren Hörnern  
 „die Säulen des Tempels des Jupiter stator  
 „gestoßen und seine erhabenen Formen ver-  
 „derbt, daß elende Hütten alles bedeckt  
 „und versteckt, insonderheit Ställe das Ca-  
 „pitol dem Auge des Bewunderers entzogen  
 „haben. Jetzt sey aber alles ganz anders.  
 „Alle Tempel seyen ausgegraben, das Ta-  
 „bularium komme schon zum Vorschein,  
 „und nun werde in kurzem der Capitolini-  
 „sche Hügel, und (man höre doch, welche

goldne Zeit Rom bevorsteht) der Theil von  
 „Rom ganz in seinen alten Zustand herge-  
 „stellt seyn. Ferner werde alles was von  
 „Gebäuden den Raum zwischen dem Capi-  
 „tolinischen Hügel und dem Bogen des Ti-  
 „tus verunstaltete, weggebrochen werden.  
 „Der Tempel des Antonius und der Faustina  
 „werde schon frey gemacht. Nicht nur alles  
 „werde im alten Glanz erscheinen, sondern  
 „der Arbeitslohn und die Rumfordischen  
 „Suppen werden Elend, Bettelsucht, Faul-  
 „heit, Lüderlichkeit bey dem Römischen  
 „Pöbel sogleich ausrotten.

„Sodann gehe man an das Colosseum,  
 „das nun ganz herausgegraben seyn werde.  
 „Jetzt werde ein Graben von 10 Schritt breit  
 „dieses herrliche Monument so umgeben,  
 „dafs man es werde ganz sehen können.

„Man solle aber ja nicht glauben, fährt  
 der Reisende fort, „dafs alle diese grofsen  
 „Beschäftigungen alles erschöpft haben, was  
 „man zur Verherrlichung Roms thun wolle.  
 „Nun habe man den Tempel der Vesta und  
 „den der Fortuna virile ausgegraben. Das  
 „sey freylich eine unerhörte Arbeit wegen  
 „der ungeheuern Menge Erde, die man weg-  
 „führen müsse, allein was könne nicht

„Eifer, Ehrgefühl und Thätigkeit der Künstler, die die Arbeiten leiten, alles hervorbringen!“

Nun tritt der Reisende in das Gebiet der Zukunft über. Im prophetischen Geiste sieht er schon einen Weg durch den Bogen des Septimius severus gehen (der wenigstens 13 Schuh tief unter dem gegenwärtigen Grunde ist), dann durch die Via sacra (diese hat man kürzlich erst wieder ausgegraben und zugeschüttet und sie liegt wenigstens noch 6 Schuh tiefer), durch den Englischen Garten, wo sechs alte Tempel nun stehen, dann durch den Garten San Francesca Romana um den Palatinischen Berg herum durch den Arco die Giano durch, wieder aufs Forum. Diesen Weg sollten die Römischen Damen sodann zu ihren Corsofahrten erwählen, lieber als den staubigen nach Ponte Molle, zumahl da er durch seine historischen Monumente sie gar patriotisch ergötzen werde.

Dann soll der Fahr- oder vielmehr Reiseweg von Neapel herein unter dem Bogen des Titus durch, über das Forum und den Platz Marforio sich nach dem Venetianischen Platz und dem Corso ziehen, damit der Rei-

sende eben so staune, als wie der, welcher den Weg von Paris her kommt (die Porta del Popolo ist gar nicht benannt).

Mit diesem Gewäsche von Planen, angeblichen Thatsachen, Projecten, würde ich Sie nicht behelligt und mir den Eckel des Auszugs aus selbigem erspart haben, wenn ich nicht glaubte, Sie darauf aufmerksam machen und es Ihnen durch Induction beweisen zu müssen, das unsre Teutschen

paragraph writers / Wer sagt mir das  
deutsche Wort das so kurz diese  
Classe von Scribler bezeichnet?

diesen Artikeln, über die einer, der in Rom Bescheid weiß, lächelt oder die Achseln zuckt, ein vernünftiger Franzose gar nichts sagt, solchen blos für Pariser badauds gemachten Artikeln, canonisches Ansehen in Teutschland zu geben sich bemühen, und entweder aus eigener Beschränktheit oder auf Befehl des Buchhändlers, der sie zahlt, mehr als irgend in einem Lande geschieht, die Colporteurs des Lobhudeln der neuen Ordnung der Dinge (nicht des Lobes, das ihr in terminis habilibus gebührt) zu seyn

sich beeifern. Nähmen nur die Teutschen ein Beyspiel an den Franzosen, welche über neue Vorfälle der Art, anbefohlene Aeusserungen abgerechnet, wenigstens schweigen. Wie freymüthig, wie bündig sind nicht die Schriften, die selbst in Paris über die Abführung und Verpflanzung der Kunstwerke erschienen. Von ihnen, wenn sie sich vertraulich äussern, hört man eher die Wahrheit und bekommt eher einen richtigen Gesichtspunct über manche Dinge, als von einem Teutschen.

Nun also erstlich zu den hier erwähnten Thatsachen, dann zweytens zu ihrem Nutzen oder ihrer Unzulänglichkeit.

An der westlichen Seite des Capitols ist nicht die schöne, von Michel Angelo angegebene Façade, welche die östliche zu einem der schönsten Gebäude des neuen Roms erhebt. Das Weggerissene der Ställe und Remisen des ehemaligen Senatore di Roma hat diese Seite, die kleine, ungleich vertheilte Fenster in Menge hat, keineswegs verschönert, und was man von dem Tabularium, das sie vorher versteckten, siehet, macht den Contrast von seiner Grandiosität mit jener Mesquinerie nur noch fühlbarer.

Zudem sieht man wenig davon, und wenn man sich von dessen Gröfse überzeugen will, muß man inwendig in die Gewölbe gehen, die nun zum Salzmagazin dienen. Die Häuser und Hütten, die nun weggebrochen werden sollen, ~~davon die wenigsten es bereits sind~~, verstellten den Platz keineswegs, sie machten mit dem ganzen Forum ein schönes mahlerisches Ganze aus, dessen Zerstörung jedem Künstler wehe thut. Vor der Hand ist noch keines weg.

Die drey Säulen des Tempels des Jupiter tonans sind nicht im Senkel. Da man sie bis auf  $\frac{1}{3}$  des Schaffts ausgraben will, so muß man mit großen Kosten und Mühe den Architrav abheben, die Schäfte in Senkel setzen und jene ungeheure Masse wieder hinauf heben.

Daß diese Operation wegen Geldmangel auf Kosten der beynahe 1000 Armen geschieht, denen man durch die Grabungen Brod gab, sieht man wohl, denn man erblickt kaum  $\frac{1}{4}$  derselben noch beschäftigt.

Die schönen Bäume, die am Fusse des Capitolinischen Hügels stunden, sind bis auf einen einzigen niedergehauen. Wer weiß, wie baumlos Rom mit Ausnahme der Villen

ist, fühlt auch, welchen Verlust dieß für das Auge ist.

Der Tempel der Concordia ist auch von dem ihn umgebenden und verunzierenden Haus und Garten, wie die Lobpreiser dieser Arbeit wännen, gesäubert. Der Weg auf das Capitol hinauf geht nun links gleich einer Auffahrt auf einen Wall um denselben.

Wenn ich auch zugebe, es sey vielleicht bloß Gewohnheit, daß man diese Umgebungen so vermifst, daß sogar das Mahlerische derselben nur von der subjectiven Empfänglichkeit herrührt (wiewohl ich mich kühn auf alle gute Abbildungen desselben von Piranesi, Guintotardi, selbst die kleine vor dem ersten Theil von Moritz Reisen, die sehr gut ist, berufen darf), so giebt der Theil der Ruine, der viele Jahrhunderte unter dem Boden war, einen, mit dem, der bisher der Luft ausgesetzt war, contrastirenden widrigen Anblick, den ich mit nichts vergleichen kann, als mit dem, welchen der Boden eines Schiffes oder Boots, so weit es im Wasser geht, darbietet, wenn man es zum Calfatern umlegt. *oder*

Ausgegraben sind ferner die drey Säulen des Tempels des Jupiter stator, und sind kein bißchen schöner geworden.

Am schlimmsten kommt der Tempel des Antonius und der Faustina weg. Die hässliche, im abscheulichsten Ungeschmack gebaute Kirche St. Lorenzo in Miranda prangt, obgleich als Andachtsort geschlossen, noch in voller Borominischer Glorie, das herrliche alte Gebäude ist nun um kein Haar deutlicher zu bewundern und steckt in einem Loche, das gegen 18 Schuh tief ist. Denn der Campo vaccino ist durch Aufschütten seit *mehr als* ~~beynahe~~ einem Jahrtausend (so wie der ganze Theil von Rom mehr oder minder) um so viel höher als die hart an diesem Tempel vorbey sich ziehende Via sacra. Bekanntlich litt Rom durch Brände, Zerstörungen aller Gattung mehr als irgend eine Stadt. So wie sich ein oder der andre Theil der inneren enger gebauten Stadt wieder erhohlte, wie man wieder Häuser herstellte, wurde überall her der Schutt auf den Campo vaccino und in das Colosseum geführt, als die nächstgelegenen nutzlosen Plätzen. Daher denn auch dieser Theil so viel höher als das alte Pflaster ist. Will man ihn, wie der Plan (wenigstens in den Zeitungen) lautet, ganz wieder herstellen, so bleibt es immer eine schwer zu lösende

Aufgabe, wo man mit der Erde hin will. Nehmen Sie den Grundrifs von Nolli in die Hand und berechnen, wie viel der Platz des Campo vaccino und das Colosseum, multiplicirt mit der Höhe des neuern Bodens, Kubikschuhe enthält, was für einen Berg gibt das nicht. Doch hievon später, wenn ich von den Mitteln und dem Nutzen der Ausgrabungen reden werde. Mittlerweile so viel. Der Tempel des Antonius und der Faustina hat im Ansehen und als Decoration nun gar nichts gewonnen. Mit dem Colosseum hat es ungefähr gleiche Beschaffenheit. Die noch ziemlich erhaltne höhere Seite der Ruine kömmt dieß Jahr ganz aus dem Boden heraus. Man ist schon auf die Socles der incrustirten Säulen und die drey Stufen, die sie umgeben, nebst dem ehemaligen Boden, gestofsen.

Inwendig in der Arena hat Carlucci, der rastlose Forscher dieser ungeheuern Masse, auch anfangen zu graben, er ist auch auf Resultate gestofsen, die für ihn sehr wichtig waren. Schon 20 und mehr Jahre ist das Colosseum sein Studium. Er hat ein Modell in Holz davon zu Stande gebracht, etwa 8 Schuh im Durchmesser, das

man ganz auseinander legen kann, und das den Beweis seines ungeheuern Fleißes abgibt. Seine Ausgrabungen dieses Frühjahr in der Arena wären sehr nützlich geworden, um seine Hypothesen oder Inductionen vielmehr zu verbessern oder zu erweitern. Er hätte gewiß auch etwas geleistet, denn es war ein Vergnügen zu sehen, wie seine Gegenwart und Eifer die Sache förderten. Mit einem Dutzend Arbeiter in der Arena, die man ihm abtrat, richtete er mehr aus in einer Woche, als man draussen mit Hunderten in eben so viel Zeit zu Stande brachte. Allein wie man wegen der Kosten die Anzahl der Arbeiter auf den vierten Theil heruntersetzte, so verlor er die seinen, und es gerieth in Stocken. Er hat sich seitdem beschäftigt, an einem andern Modell des Colisseums Versuche zu machen, welches der Mechanismus der Alten gewesen, wodurch sie, um die Zuschauer vor den Sonnenstrahlen zu schützen, dasselbe ganz mit Tüchern bezogen. Im Kleinen schien seine Lösung des Problems sehr ausführbar. Es machte diesem Künstler viele Freude, als ich ihm durch Fernows Römische Studien mit der sinnreichen, durch Herrn Oberbaumeister

Weinbrenner zu Carlsruhe gefundenen Lösung der Aufgabe, wie die Theater des Curio, wo ich nicht irre, deren Plinius erwähnt, sich umdrehen, zu einem Amphitheater vereinigen, und dann wieder trennen ließen, bekannt machte.

Nun wieder zu den Ausgrabungen. Man ging zugleich an das Ausgraben des Tempels der Vesta an der Tyber und des der Fortuna virilis nicht weit davon. Beyde bieten gleichfalls keinen besondern Anblick dar. Der Theil von ersterem, der im Boden war, sieht, wie ich oben bemerkt, verdorben und angefressen aus, man flickt und putzt daran, was man kann, allein man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß er wohl bald einmal wieder zusammen fallen könne, denn die Corniche ist zerstört und das Ganze hält nur durch das Balkwerk des Daches zusammen, das man über die ehemals hineingebaute, nun wieder herausgeworfene Kirche St. Maria del sole gemacht hat. Ein antiker Tempel ohne Corniche mit einem modernen Dache! Da sieht der in Tivoli doch anders aus. Der andre Tempel steht nicht frey und ist in einem Loche, denn die untern Stufen sind 21 Palmen oder 14

Französische Schuhe unter der ehemaligen Strafe.

So weit sind nun diese Wiederherstellungen der Glorie des alten Roms gediehen und das ist ihre Ansicht, weil wir es doch nicht erleben werden, daß der Englische Garten (in dem Sinn wie er ausser England genommen wird) heran wächst, der aus dem allen ein schönes Ganzes machen soll.

Was ist nun damit zu bezwecken? Entweder Entdeckung alter Monumente oder Gegenstände zur Archäologie, Ausgrabung der Werke hoher Kunst, Erweiterung der Kunstkenntnisse; oder zweytens Beförderung des Kunstfleisses der Römer, oder mich bestimmter auszudrücken, der mittlern und niedern Classen des Volkes, denn wenige Ausnahmen abgerechnet, haben sich von den Höhern die Meisten des Verdienstes, nützlich für ihre Vaterstadt zu seyn, auf eine oder die andere Art freywillig begeben; oder drittens und hauptsächlich einen Zeitungsartikel zu liefern.

Was das erste betrifft, Entdeckung alter Kunstgegenstände, so kann hievon nicht die Rede seyn. Der Grund und Boden, absichtlich ausgehoben, weil er wegen seines alten

berühmten Namens zum Aufspielen geeignet ist, und weil dort zu graben nichts kostet, kein Eigenthum auszulösen ist. Eben der Grund und Boden ist von drittehalb hundert Jahren, der Zeit der wieder auflebenden Kunst her, fleißig durchgraben, ja fast durchgebeutelt worden. Man weiß von Palladio Zeiten her, was alles da zu finden war, und was vor ihm schon gefunden wurde; zum Beyspiel die Ritter-Statue Marc Aurels. Seit die Französische Academie existirt, war es für diejenigen Zöglinge derselben in Rom, welche sich der Baukunst widmeten, Pflicht, am Ende ihres Cursus ein altes Monument auf dem Papier in Fundament, Grundrifs, Aufriß, Durchschnitt ganz herzustellen. Die dazu erforderlichen Kosten der Ausgrabungen wurden aus dem Fond der Academie bestritten.<sup>#</sup> Dieses und dafs, wie oben gesagt, 200 Jahre zuvor Architecten und Antiquarien diesen Raum ausschlüssig fast in allen Richtungen durchgegraben und untersucht haben, macht, dafs diesen zwey Classen von Forschern hierdurch nichts an Notizen zuwächst; nur die Arena, das Colosseum könnten Ausnahme machen, aber da wird ja nicht fortgemacht. Aus eben dem

*meist ge-  
ben sie  
auf dem  
See*

Grunde fand man auch nichts von Kunstwerken oder archäologischen Gegenständen. Ein Römer sagte mir im Scherze, wenn auch ein bajoccho dort zu finden sey, wäre er schon lang gefunden.

Die Tazza oder große Granitschale aus einem Stück ist auch ausgegraben, da war im Giornale del Campidoglio und auch in Teutschen Blättern mächtige Dicererey über den herrlichen Fund ihres Fusses. In Rom wußte jedermann, daß dieser Cinquecentisten - Arbeit ist und die Schale vorher auf dem Platz Marforio stand. Zudem ist der Fuß beschädigt. Ehemals diente diese Schale als Brunnentrog und war dem vielen Vieh, das auf dem Campo vaccino sich befindet, oder auch in Menge aus der Stadt nach der Porta San Sebastiano vorbeigehet, zur Tränke und zur großen Wohlthat, indem weit und breit keine ist. Nun ist die Schale erhöht und noch keine Einrichtung zum Besten der seufzenden Creatur getroffen, die das Wasser hört und riecht über ihrem Kopf und die Marter des Tantalus erfährt. Auch das vermehrte mir das Unbehagliche der neuen Ordnung der Dinge, so oft ich über den Platz ging. Kunstwerke

von irgend einer Gattung hat man auch nicht gefunden, den Grund finden Sie oben.

Der weitere und löblichste Zweck wäre, die Menge müßiger Menschen in dieser Hauptstadt mit oder wider ihren Willen zu beschäftigen und wenigstens einen kleinen Samen der Liebe zur Arbeit, zur Häuslichkeit in ihnen zu erwecken. Ein Anfang war dazu da. Gegen tausend Arbeiter waren angestellt, im Kloster St. Francisca Romana zwischen den Ruinen des Friedenstempels und dem Bogen des Titus, war eine Rumfordische Suppenanstalt für ungefähr tausend Arbeiter, die durch Ordnung und Reinlichkeit einen erfreulichen Anblick gewährte. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lang und nach drey oder vier Monaten war die Anzahl beträchtlich vermindert. Man sagte sich nicht nur ins Ohr, daß mancher Vornehme an der Rumfordischen Suppe zu stark mitgegessen hätte. Was hätte auch diese Anstalt für Eintausend Menschen, während die neue Ordnung der Dinge in ihren verschiedenen Epochen von 1793, ~~1800~~ und 1809 Tausende von Familien aus dem Wohlstand in das Elend hineinstiefs. Auf dem Papier und besonders auf Zeitungs-

papier kann man wohl hinrechnen, wie ein Volk Arbeit annehmen, bezahlt erhalten, den Erlös zu seinem moralischen Fond schlagen und zu des letztern besten verwenden kann. Die Carrefours auf dem Corso, Spanischen Platz, bey der Rotonda, kurzum überall, sind voll solcher Berechnungen. Der Runkelrüben-Zucker, seine Fabrication paradiren in Fraktur überall, das man meinen sollte, innerhalb vierzehn Tagen werde das Pfund unter 12 ggr. herabkommen. Eine Verordnung bedeckt dort die andre, schon sind die übereinander geklebten Placate zu einer beträchtlichen Dicke angewachsen, der Polizey-Verordnungen ist kein Ende, eben so wenig der indirecten Auflagen und der bey jeder vorausgehenden Einleitungen dazu, die die Gröfse der künftigen Quiriten ausmahlen, und doch ist das Bild des Elends fürchterlich. Ausmahlen werde ich es Ihnen eben nicht, aber in meinen ferneren Briefen werden Sie verbürgte Thatsachen genug finden, aus denen Sie sich selbst die Physiognomie des tausendjährigen Reiches, das unsre Teutschen Schriftsteller verkünden, abstrahiren können. Wer weiß nicht, wenn er nur etwas über des Men-

schen Natur nachgedacht hat, Geschichte kennt, und wenn er Christ ist, daß das allwaltende Schicksal seinen Weg fortgeht, daß es wie ein Elephant Insecten bey Tausenden, auch mitunter die Schilfhütte einer harmlosen indischen Familie niedertritt, daß es so seyn muß, und daß wir die Wege des Herrn im Staub anbeten müssen. Aber so weit ist die Resignation doch nicht zu treiben, daß wir für unser gutes Geld, das uns nach bestrittenen Ausgaben für unsre Bedürfnisse der ersten Nothwendigkeit noch übrig bleibt, nichts als Lobeserhebungen der neuen Ordnung der Dinge von feilen Federn eintauschen sollen, während dem wir dafür reine Thatsachen und gesundes Raisonement, die gebildeten Menschen zum Stärkungsmittel in einer Crisis dienen sollen, zu erhalten wähten.

Ich sehe, ich mißbrauche die Lizenzen der Briefform, ich schweife aus. Ask my pen, my pen leads me, ist nur einem Sterne zu sagen erlaubt.

Ich komme also auf den dritten Zweck zurück, dessen ich oben erwähnte, und den die Excavationen haben sollen, einen Zeitungsartikel zu geben.

Was sonst noch über die Materie zu sagen ist, fernere Belege zu diesem letztern Satze, kommt im zweyten Briefe vor, auf den ich Sie so eben vertröstete. Nur noch eines, ehe ich diesen schliesse.

Die Excavationen in Portici, von denen so viel ausposaunt wird, sind noch weniger werth. In Rom haben doch vier Monate lang gegen tausend Menschen Brod erhalten, aber dort sind sie nur ein Artikel in der Hofzeitung und das üppige Clima von Neapel liefert auch für diese Beyträge. Man darf da nur ein bischen graben lassen, so kommt sicher etwas heraus. Von Zeit zu Zeit fährt der Hof hinaus, man stellt Arbeiter an, die ersten Hofchargen, das Corps diplomatique werden eingeladen, von den gefundenen Quisquilien erhält jeder etwas; wenn denn nun zufälliger Weise ein Teutscher Vielschreiber sich ein paar Jahre zuvor nobilitiren lassen, einen Kammerherrn-Schlüssel bekommt, der ihm die Thüren des drawingrooms öffnet, er mit hinausdarf und auch ein paar Vasen oder Fragmente von musivischem Boden erhält, dann ist des Geschreibsels kein Ende. In Tivoli hat man auch den Teutschen Schriftstellern

einige Artikel geliefert. General Miollis, den man seiner Rechtlichkeit halber übrigens wohlverdient lobt, hat eine bequeme Treppe von der Sibille hinunter zur Grotte des Neptuns machen lassen. Da sind nun schöne mahlerische Felsen weggesprengt worden, und die Wassermasse ist durch Ableitungen um ein Drittheil vermindert. Dafür kann jetzt jede Dame bequem hinunter spazieren, und in Paris von den Wundern erzählen, oder wenn sie eine Teutsche ist, in Prosa oder Versen gedruckt faseln. Warum gräbt man nicht dort, wo terra vergine ist, wie der Italiener sie nennt? Ganze große Strecken sind in Rom, wo noch ausserordentlich viel zu Tage gefördert werden könnte, das Forum Trajani und mehrere dergleichen Plätze. Aber das kostete Geld, und wo ist das? Es gäbe keine Zeitungsartikel, es würde blos der Antiquar, der ächte Kunstkenner dort Befriedigung finden. Warum verfolgt man nicht den Plan, die Tyber abzugraben, ihr Bett zu untersuchen? Warum gräbt man nicht in Ostia, das auf Menschenalter eine Fundgrube ist? Man sehe, was Pius VII. nicht alles mit den wenigen Mitteln, den mindesten, die je

ein Papst hatte, geleistet. Seit er fort ist, ist es, obgleich nur fünf Stunden von Rom, fast eine Terra incognita.

Dieser wirklich große Mann hat für die Erhaltung der alten Kunstwerke noch in dem letzten Jahr seiner Existenz in Rom mehr gethan, als die neue Ordnung der Dinge je geleistet, noch, wenn sie nichts anders wird, je leisten mag. Man sehe, was er nicht alles nach den Ausleerungen in das Museum Pio - Clementinum angeschafft, man sehe das neue Museum Chiamonti. Kurz ehe er weg kam, liefs er an der südöstlichen Seite des Colosseums eine ungeheure Mauer aufführen, die über 30,000 Scudi gekostet, und dieses den Einsturz drohende Gebäude der Nachwelt hat er dadurch gerettet. Die einfache Inschrift: Pius Septimus 1807. an dem schönen Monumente seines Gemeinsinns, seiner Liebe zum Alterthum, erscheint wie die Abschiedskarte dieser Eigenschaft. Und hievon ist dennoch nun tiefes Stillschweigen!

Auch Particuliers lassen nicht graben, und können es nicht. Wer kann zu jetzigen Zeiten die Kosten erschwingen? Wer soll

sie ihnen zahlen? Keine Fremden kommen mehr. Einheimische verkaufen ihre Sammlungen, wenn sie können; der Grundeigenthümer dankt Gott, wenn er mit den gewöhnlichen Producten seines Grundes über der Erde, Korn oder Riscoli, seine Abgaben und die Zinsen seines Capitals kümmerlich herauszuschlagen kann.

Auf der Isola Farnese, unfern La storta, ist der Besitzer desselben, der Sohn des Mannes, der dem Papst Ganganelli, ohne sich zu nennen, durch Canova das schöne Monument in der Kirche dei S. S. Apostoli errichten liefs, auf der Stelle des alten Veii, auf eine Villa des Tibers und auf einen Tempel gestofsen. Man fand eine treffliche Colossal-Statue des Tibers fast ganz, viele Basreliefs, Stücke von Säulen, Travertinblöcke von besonderer Gröfse. Aber da das Graben (das ohnehin nicht auf eine Art geschah, dafs man einen Plan entdecken konnte) zu nichts Lucrativem führte, hat man es nun ganz unterlassen, wieder zugeworfen und baut wieder Erdfrüchte.

Agricultur, alles Mechanische, aller Kunstfleifs ist bekanntlich im Kirchenstaate

gegen andre Länder um Menschenalter zurück. Der Pflug ist noch wie ihn die Römer hatten; alles ist zurück. Das sah man auch bey den Ausgrabungen am Campo vaccino. Sämmtliche Werkzeuge, die Schubkarren, die Schaufeln, Pickel, sind so schlecht, so wenig nach mechanischen Regeln gemacht, daß vier Teutsche Arbeiter mit ihren Werkzeugen gewiß in einem Tage mehr ausrichten, als zehn Römische in dreyen. Die Schubkarren sind so plump gemacht, daß der ausgemergelte schwache Römische Arbeiter leer daran zu schieben hat und kaum noch einmal so viel auflädt, als bey uns ein Gärtnerpursche in einem Blumentopf unter jedem Arm davon trägt.

NS. Seitdem dieses unter die Presse kommt, sind alle Teutsche Blätter voll von neuen Unternehmungen. Man vergleiche den Ton der Ankündigungen derselben im Jahr 1810 mit obigen Thatsachen, dann kann man auch sich die Modificationen denken, unter denen diese neuern als wahr in tantum anzunehmen seyn mögen.

Der Italiener hat, im Durchschnitt genommen, in der Weise, wie wir Nordlän-

der es nehmen und in der conventionellen Weise unserer Schriftsteller, keinen Sinn für die Schönheiten der Natur. Das Spazierenfahren vom Corso aus nach Ponte molle, dieser seit Jahrhunderten sanctionirte Genuß, ist in die Sitten, Denkungsart, in das Medium, wodurch der Italiener sieht und fühlt, tief eingewoben. Nun soll diese verlassene Stadt, deren Population 1805 gegen 150,000 Menschen war und um manche, vielleicht 30,000 wenigstens, vermindert worden, neue Promenaden, à l'instar des Jardin des Tuilleries, de Luxembourg, des plantes oder wie sie alle heißen, haben, wie Paris, das gegen eine Million Einwohner und verhältnißmäfsig auch Müsiggänger hat, die vermöge Klima, Erziehung, Bildung, Character auf andere Weise müfsig gehen als der Italiener.

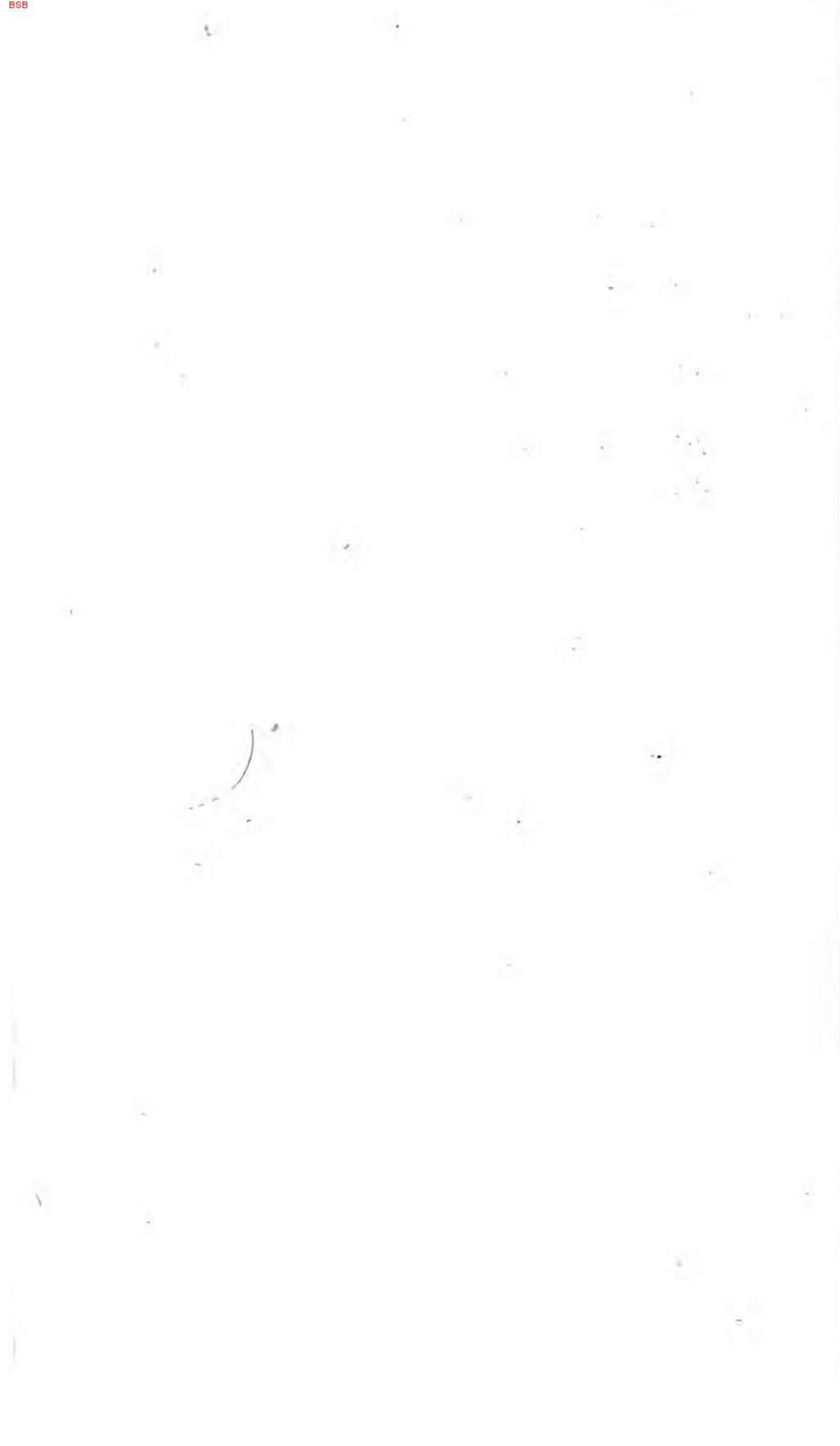
Neuesten Nachrichten zufolge ist das Kloster bey S<sup>ta</sup> Maria del Popolo niedergedrissen, dort eine neue Promenade anzulegen, für ein Publicum, das, ausser im October, nicht spazieren geht, noch spazieren gehn mag, weil die Furcht vor der Fatica ein Hauptzug in seinem Character ist, und das, wenn es gehen wollte, dort gerade an der

Villa Borghese und der Villa Medicis die schönsten Spaziergänge schon angewachsen antrifft. Während dafs die herrlichen Villen, Farnese, Negroni, Casali, alle auf dem Monte Celio, die Villa Matthei seit 4 Jahren erst in Krautgärten und Weinberge verwandelt sind. Dafs die Pariser Badauds es glauben, dafs man so schnell die Häuser vor der Peterskirche wegreißen könne und die vor der Trajanischen Säule, und einen Quai anlegen von Ponterotto nach Porto della Ripetta, das glaube ich. Aber dafs wir Teutsche, die doch ein bischen mehr wissen, die so viel lesen, auch häufig reisen, die wir den Zustand beyder Länder aus eigener Anschauung kennen, uns von den Correspondenten oder Redacteurs unserer periodischen Schriften aufbinden lassen, dafs die Mittel und der Wille der Anwendung derselben vorhanden sind! Wir sind ein gutmüthiges Volk!

Zweyte Nachschr. So eben erhalte ich einen Brief von einem Freund, der bey dem Niederreißen des Klosters S<sup>ta</sup> Maria del Popolo gegenwärtig war. Er war ganz erschüttert, als er den Vandalismus mit

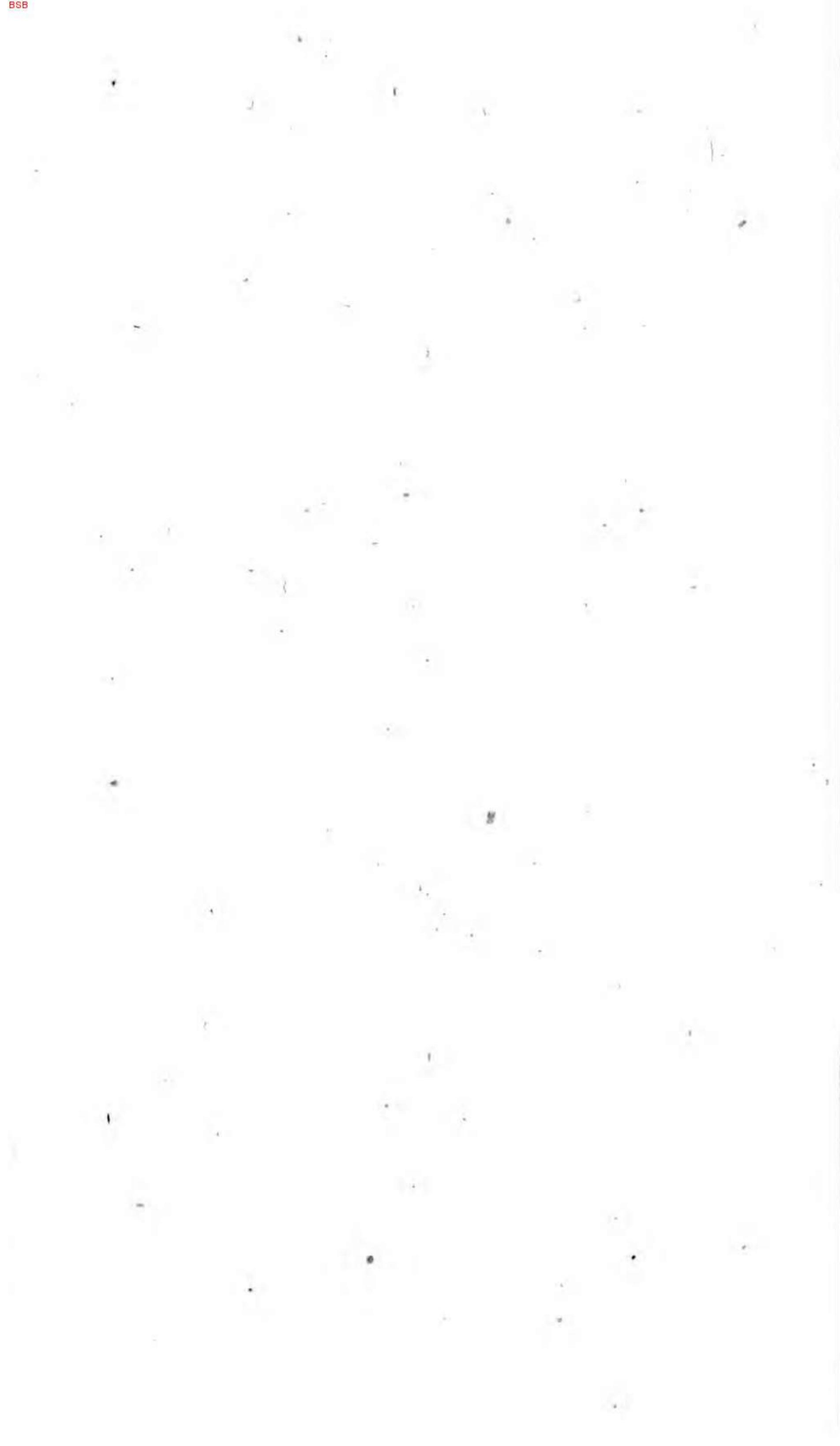
ansah, mit welchem man, um noch 20 Jahre nicht unter dem Schatten der Bäume zu lustwandeln, den Klostergang niederriefs und die schönen Monumente von Sansovino und andern Cinquecentisten verauctionirte, wie dort ein Trödler mit einem Kopf, ein anderer mit einer Statue, ein dritter mit einem Basrelief, die er um wenige bajocchi erstanden, davon ging.





Z W E I T E R B R I E F.

---



---

## Zweiter Brief.

---

Rom den 31. July 1811.

Hier, Freund! eine Anzahl abgerissener Thatsachen, die keineswegs zusammenhängen, die aber den Gesichtspunct sattsam festsetzen, aus dem ich Excavationen und eine Menge anderer Dinge in meinem ersten Brief ansehen zu müssen glaubte.

Was mir aufer der sichtlich verminder-ten Volksmenge, dem verringerten Luxus (z. E. Florenz, Rom, Neapel haben nicht den 5ten Theil ihrer Equipagen und Luxus- pferde mehr, besonders am letzteren Orte sah ich, aufer den Königlichen Wagen, nicht einen zu 6 Pferden) am mei- sten auffiel, waren die zerfallenen Villen. Die Villa Borghese hält sich noch so so hin, aber traurig ist der Anblick des nun ausgeleerten Casino. Nichts von Belang

ist mehr da; was man zurückliefs, sind die Arbeiten des Bernini.

Die Basrelifs an der Außenseite sind zwar nie ein Beweis reinen architectonischen Kunstsinns gewesen, doch, dafs man sie nun vermißt, erregt ein schmerzliches Gefühl. Dafs der schönste Theil der Villa durch ein eisernes Gitter vom übrigen abgesondert und der Genufs desselben dem Publicum entzogen ist, fällt um so mehr auf, wenn man die längst bekannte Inschrift, das schöne Monument der Liberalität des ersten Besitzers liest, deren Inhalt mit dem Gitter so sehr contrastirt.

Die schöne Vigna di Papa Giulio bietet einen traurigen Anblick dar. Jetzt laufen in dem schönen Cortile, das so reizend mit einem Bosquet ausgemahlt war, worin Amorinnen gaukeln, und in den untern Zimmern, ein anderthalb Dutzend Ochsen herum, denn ein Viehhändler hat sie gepachtet. Wie ich das erstemal hineinkam, fand ich in einem Saal zu ebener Erde, dessen Deckenstück von den Zuccari bemalt ist, vor einem Camin vom schönsten schwarzen Marmor einen grofsen weissen Ochsen mit ungeheuern Hörnern, der uns

gutmüthig ansah. Im Camin lag ein Torso eines Löwen von weißem Marmor. Die obern Zimmer waren an den Wänden mit dem Witz der Französischen Soldaten, die man bey Durchmärschen dort einquartirte, vollgekritzelt.

Das prächtige Nymphaeum mit den Caryatiden von weißem Marmor, dem kostbaren eingelegten Fußboden, ist überschwemmt und dicht mit Wasserpflanzen bewachsen. Die Urnen der Nymphen sind nicht ausgetrocknet, und das nirgends, in keiner der vielen zerfallenen Villen; da zeigt sich noch immer der große Schatz von Wasser, der Rom zur einzigen Stadt in der Welt auch in dieser Hinsicht macht. Das verdankt man den Aquaeducten, die dasselbe herbeyführen, und der Puzzolana, die die Wassergänge unzerstörbar gemacht hat. Bey uns jenseits der Berge, wenn die schönste, kostbarste Spielerey eines Großen im Gartenwesen ihren jüngsten Tag erreicht hat, sind die Wasserwerke das erste, was aufhört. Eigentlich muß man sich wundern, daß dieser Pallast noch so gut aussieht. Er ist schon über drittehalbhundert Jahr verödet, und in der Rücksicht ist

*oft an  
früh*

die Verwüstung durch den Zahn der Zeit sehr gering. Man sehe die Fügungen der Steine, wie geendigt die feinere Arbeit an denselben. Man spricht immer vom alten Rom, aber wie schön bauten nicht die Cinquecentisten!

Die Villa Negroni war schon zu Pabsts Zeiten verkauft und in eine Vigna verwandelt. Die Villa Farnese, welche die Resultate der Talente so vieler trefflichen Künstler, eines Michel Angelo, eines Vignola, so schöne Reste des Alterthums, nebst der herrlichen Lage und Umsicht zu einem wahren Göttersitz gemacht haben, ist auch schon längst ein Krautgarten.

Diese, wie mehrere andere sind zwar längst dahin, aber den Graus und Moder fand ich seit 5 Jahren sehr vermehrt. Damals war die Villa Matthei auf dem Monte Celio noch schön im Stande, hatte ihren Besitzer noch. Nun ist sie seitdem bereits in der dritten Hand, in eine Vigna verwandelt, und aufer dem schönen colossalen Kopf, dem Obelisk und einigen Fragmenten hat sie auch gar nichts mehr von dem, was sie noch vor so kurzer Zeit in-

teressant machte. Lage und Umsicht kann man nicht zerstören.

Traurig, verdorben, leer stehen die schönen Casinos da, und man muß es noch für eine Gnade des Himmels ansehen, daß in diesen Ueberbleibseln eines schönen Zeitalters noch Spuren menschlicher Thätigkeit sich finden. Traurig ist der Gedanke, daß es vielleicht nicht lange anstehen mag, so werden Zihim und Ohim darin hausen und die Feldteufel einander begegnen. Wer weiß, ob nicht bald Rom in den Zustand kommt, in dem Athen und Samarcand sich befinden. Wenigstens ist mir dieses wahrscheinlicher, wiewohl ich es eben so wenig zu erleben hoffe, als ich den Phönix werde zu sehen bekommen, der aus der Asche des nun zerstörten Roms so prächtig hervorgehen soll, wie die Teutschen Zeitungsschreiber behaupten.

Die Villa Albani ist mir ein neuer Beweis, was unsere Teutschen Schriftsteller für Menschen sind. Bekanntlich sind 1798 die schönsten Kunstwerke, die sich auf mehrere Hunderte beliefen, weggeführt worden, und es waren damals die einzigen, die als Privateigenthum in Requisition ka-

men. Unsere periodischen Blätter versicherten einstimmig, sie seyen als solches großmüthig wieder hergebracht worden. Nicht eines ist wieder da! Man sieht die Lücken noch, und die 4 Statuen, welche die große Brunnenschale trugen, sind durch andere Stützen so gut wie möglich ersetzt worden. Die Villa sieht noch so ziemlich ordentlich aus, und es scheint, man trägt etwas Sorge dafür. Aber desto traurigere Empfindungen erregt der Pallast in der Stadt, den man von seinen ehemaligen Bewohnern her die Wiege der neuern Kunstgeschichte nennen kann. Er ist ganz einsam und man hört seinen eigenen Tritt darin wiederhallen. Ganz oben hat ein Spanischer Künstler sein Studio. In der untern Flur und im Hof wächst Gras, und eine ganze Familie verhungertes, magerer, schmutziger, weißer Pudel, die von jeher die Haushunde waren, nebst dem Stübchen von einem alten Portier bewohnt, zeigen hinlänglich den Abstand dieser und voriger Zeiten.

Im Pallast Giustiniani ist die ganze Sammlung, die, wo nicht zu den ausgesuchtesten, doch zu den zahlreichsten und ältesten von Rom gehört, feil. So sah

ich in Florenz im Pallast Riccardi, einst den Medicis zuständig, alles mit dem Pallast selbst unter the hammer oder zunächst dabey. Ein ganzes Comité von Inventierern war gerade im Schätzen der geschnittenen Steine begriffen. An den Bett-, Fenster-Vorhängen, Stühlen u. s. w. hingen ihre Nummern schon.

Das ist alles nichts und thut alles nichts, rufen und schreyen und johlen unsere Teutschen Schriftsteller. Ein ganz neues Rom entsteht — zum Beweis: Auf der Rufinella, in Frascati wird innerhalb kurzer Zeit ein neues Tusculum entstehen, denn das alte keimt wirklich aus dem Boden heraus. Ich kam dahin, sah einen Anfang von einer Arbeit, aber keinen einzigen Arbeiter. In den Zimmern, das ist nicht zu läugnen, die Anspruchslosigkeit, die Einfachheit, einen gewissen edeln Anstand, eines vermöglichen, rechtlichen Mannes, dort wo die Kunstsachen seyn sollten, eine Menge emballirter Kisten, oben stund *posa piano*; es sind dennoch Kunstwerke aus der plastischen Kunst darin, in der Polterkammer, Museum genannt, Fragmente aller Art von Köpfen, Füßen,

Gewandstücken, die das bessere Zeitalter Römischer Kunst verrathen. Ich frage, wo kommen die Kisten mit dem *posa piano* hin? gräbt man weiter? Nein. Wo ist nun die treffliche Sammlung mit dem Pousinschen Kindermord, die *Madonna delle torcie*, die *Minerva Medica* und andere? Wo der Herr davon? alles schweigt.

Weiter unten verspreche ich Ihnen etwas über Cardinal Albanis Kunstkenntniss in der Mahlerey. Nun eine Anekdote, die beweist, das man oft mit gutem Willen etwas sehe — — thun. *mag*.

In der Gegend fand man vor ein paar Jahren eine große bronzne Bildsäule. Der Besitzer fand, das die natürliche patina die sie hatte, nicht schön <sup>stehe</sup> ~~war~~, liefs sie sorgfältig abschaben, bestens scheuern. Endlich erfuhr er gerade zu, oder las in den Gesichtsmuskeln derer, denen er von der Operation etwas sagte, das sie mit der in Verwandtschaft stehe, die des Martinus Scriblerus Amme mit dem antiken Schild vornahm (Swift Works. Dublin edit. Vol. VI. Fol. 16), und liefs in Rom durch einen Bronzearbeiter wieder eine künstliche darauf hinstreichen.

Auch Tivoli ist nicht mehr, wie es war. Die Grotte des Neptuns, das schönste und hehreste, was eigentlich Tivoli hat (denn man denke sich von Tivoli die Wasserfälle weg, so kann es keine Vergleichung mit Frascati, Albano, Laricia, Nemi vertragen), hatte nur den Fehler, daß, um hinzuzugelangen, man wenigstens nicht schlecht auf den Beinen seyn mußte. Inzwischen kamen zarte Damen und frühe und wahre Greise doch auch hinunter, und genossen, in so fern sie Sinn dafür hatten, das erhabenste Schauspiel, das man sich denken kann. Nun hat man, um eine Treppe, die bequem ist, dorthin anzulegen, die schönsten mählerischesten Felsen gesprengt, und die Wassermasse ist, nach dem allgemeinen Zeugnisse aller, die nicht anders sprechen müssen und die den Platz von vorher kennen, um  $\frac{1}{3}$  vermindert. Dafür kann nun eine Französische Dame sehr bequem hingehen und dann, auf Autopsie gegründet, ihre dem Du Paty abgeborgten Gemeinplätze in einem Sallon daherlispeln.

Für fallen diesen Verlust, wovon dies nur ein Echantillon ist, hat man nun auch die kleinen, elenden Gartenspielerereyen ein-

geführt, denen die Anglomanie den Namen englischer Partien leiht. Schon sieht man im Garten Colonna unter der großen Partie, der Riesentrümmer und der großen Pigne, und neben den Ruinen der Curia Hostilia, Chinesische Brückchen, kleine Seen wie die Hälfte einer Pferdeschwemme bey uns in Teutschland, Einsiedlerhütten und dergl. Unrath mehr, die in eckelhafter Miserabilität jenen großen Gegenständen zur Folie dienen könnten, wenn sie einer solchen bedürften.

Nun auch zu andern Gegenständen, die dem Freunde der gebildeten Menschheit sonst wohl thaten.

Nur so einige hingeworfene That- sachen, auch kleine, nicht gerade auf unsere Zeiten Bezug habend, doch denen, welche Rom im 9ten Decennium vorigen Jahrhunderts kannten, nicht unwichtig. Von den schönen Cypressen in der Certosa, eine schöne Mythe sagte, Michel Angelo habe sie gepflanzt, und sie machen 250 Jahre nach seinem Tode einen Effect auf den Zuschauer, der den Mann zu fassen wufste, daß er sie fast glaubte, von diesen 4 schönen Cypressen hat 1806 eine schon der Sturm ent-

wurzelt. Die andern werden wohl bey unsern Nachkommen die Ideen nicht mehr erregen. Gott weiß, ob denen in der 3ten Generation noch zuzumuthen, daß sie wissen, wer Michel Angelo war. Seine Volta und jüngstes Gericht wird verbleichen wie die Stenzen, und unsere Enkel werden sie vielleicht nicht besser erkennen, als man nun das malerische Verdienst der Propheten und Sibyllen alla Pace von Raphael noch ahnden kann.

Es ist nicht üble Laune, oder ein trübes Medium, durch das ich allein sehe. Mehrere meiner Freunde, Künstler, machen dieselbe Bemerkung. Die Gemälde in St. Gregorio verbleichen, und so fast alles, auch werden die in den andern Kirchen und Sammlungen immer unscheinbarer, die Farben schwärzen immer mehr ein, Staub und Schmutz bekommt immer mehr die Oberhand.

Aus dem, was ich Ihnen, Freund, bisher schrieb und ferner noch als Thatsachen erzählen werde, wird Ihnen, der Sie Rom und Italien schon so lange kennen, mit mir die traurige Ahndung aufsteigen, daß in 3 Generationen man eben so an das De-

cennium 1780 — 1790 die letzte schöne Periode von Rom, hinaufblicken wird, als man damals an das Zeitalter der Medicis hinauf sah.

Die Gemälde aus der Menge eingegangener Kirchen, die man glaubte, sie seyen nicht ganz schlecht, oder ganz ruinirt, hat man diesen Sommer in dem Capitol zusammengesammelt. Schlechteres sah ich nicht leicht etwas. Ein Pietro Perugino und ein Sassoferrata, welch letzteres in St. Sabina auf dem Aventino ein Altarblatt war, ausgenommen, war alles übrige nur geeignet, um in einer Teutschen periodischen Schrift einen Artikel zu geben.

Auch die Kneipe in den Thermen des Diocletians gewährt nicht mehr den erfreulichen Anblick, den das von Gagneroux und seinen Trinkgenossen mit Kohlen gezeichnete colossale Bachanal darbot. Dieser Ausbruch von Künstlerlaune, der mit so viel Geist, so con amore, blos mit Kohle, dargestellt war, dergleichen kein Teutscher Fürst mit Geld erzwingen, noch mit Orden hervorbringen kann, ist nicht mehr. Ich sah, und mit Bedauern bestätigte es mir der Cameriere, dafs der

neue Herr das Ganze habe übertünchen lassen.

Der Engel auf der Engelsburg hat ja auch eine tricolore Schärpe en Bandoulière erhalten, und seit 1798 hat Wetter und Regen die rothe Farbe noch nicht abwaschen können.

Gestern fiel ein Haus auf der Lungara ein und schlug einige Menschen tod. Bekanntlich gehörten fast alle kleine Häuser in Rom den Klöstern und frommen Stiftungen. Deren Schaffner waren sehr pünktlich in Eintreibung der Hauszinse, aber eben so pünktlich in aller Gattung von Reparationen, denn die Sorgfalt der detaillirten Administration lohnte sich durch genaue Einnahme und erhöhten Credit. Jetzt gehört alles en masse dem Staate, den Hauszins treibt man streng ein, aber zu den Reparationen hat man weder Aufseher und Controle noch Geld. Man höre die Klagen der Miethsleute; und dafs sie gerecht sind, beweist der gestrige Vorfall und unzählige andere, die nicht immer durch Mordgeschichten laut werden. Ein sorgfältiger Freund, dem sie nun in Rom empfohlen werden, wird, wenn Sie sich irgendwo

einmiethen wollen, Sie erinnern, Achtung zu geben, ob der Balcon, der fast immer bey jeder Wohnung ist, auch noch seine Last tragen mag. Ein nach obigem kluge Vorsicht, an die man zu Papsts Zeiten nicht dachte.

Den Teutschen Schriftstellern nach erwartete ich, dafs bereits, als ich ankam, kein Todter mehr in der Stadt begraben werden sollte. Jene hatten die neuen Kirchhöfe schon fertig. Nun sah ich kurz nach einander in dem neuen Kirchhof draussen bey St. Lorenzo und dem in der Villa Anvernata bey der Villa Sacchet den Boden kaum planirt. Wer den Flächeninhalt derselben nur ansieht, wer berechnet, dafs 400 Gräber oder Grabstätten, alle gemauert, auf jeden kommen sollen, berechnet, dafs so viel Todten hinein sollen, dafs man erst in 20 Jahren herumkommen soll, der kann schon durch dieses allein den Werth dieser Nachrichten abwägen.

So ist es mit der Beleuchtung der Stadt Rom, mit den Festen, mit den Illuminationen, die sind nur in den Zeitungsartikeln nicht über alle Begriffe elend. So schlecht letztere beyde sind, so kosten sie

den Römer alle viel, denn es wird immer eine Besteuerung auf die Kramläden und Botteghe deshalb umgelegt.

Der Carneval, dieses Nationalvergnügen, das so tief in des Römers Existenz verwebt ist, das der Bettler wie der Mann von 40,000 Scudi Einkommen genoss, dessen Beschreibung von Göthe zu den wahresten, gelungensten Gemälden gehört, die je die redende Kunst hervorbrachte, dieses ist nur noch ein Schatten von dem, was es war. Im Jahr 1809 erlaubten es die Sieger wieder, suchten es gar zu befehlen. Der Pontifex Maximus verbot es nicht, sondern erinnerte nur an die gegenwärtigen Zeitläufte. Die Formen wird vielleicht ein Freyheitsapostel tadeln und nicht seinem Styl angemessen finden. Sie mögen seyn, wie sie wollen, das wirkten sie, das Römische Volk, der Pöbel, ehrte den Pabst und sich, und der befohlne Carneval war nicht besucht. Nach 1811 mußte in den ersten Tagen von Seiten der Polizey eine Menge Masken bezahlt werden, das es nur ein bisgen in Gang kam. Aus was für einer Classe man sie nahm, besonders die weiblichen, kann man sich

schon denken. Der Schmerz über das Schicksal des Pabstes war tief eingepägt. In den folgenden Tagen ging es etwas besser, es war manchmal sogar voll, allein wie mir viele sagten, die den alten Carneval in bessern Zeiten erlebt hatten, war es kein Schatten von diesem. Der grösste Theil der Spaziergänger war unmaskirt, was zuvor nie war. Sonst zeichnete sich der hohe Adel durch eine Art von Triumphzügen, decorirten Wägen und ganze masquirte Gesellschaften aus. Jetzt ist theils keiner mehr da, theils ist er verarmt, und der Rest, der doch den Carneval nicht missen wollte (so sehr ist der Hang zu diesem Vergnügen eingewurzelt), safs meist beym Pallast Ruspoli unmaskirt auf Stühlen.

Die Rennpferde waren ehemals ein Hauptluxus der Römischen Grossen, manche nährten deren mehrere das ganze Jahr auf diese Tage. Man liefs aus dem Auslande welche kommen, wie denn ihr Name Barberi solches ausweiset, nun aber sind es Miethkutscher und Pferdevermiether meistens, die solche halten.

Auch war ich Zeuge von 2 Unglücksfällen: das einemal vergafs man das Pflaster

wie gewöhnlich zu bestreuen, mehrere Pferde stürzten, eins brach ein Bein. Das zweytemal, an einem Carneval Abend, versäumte man die Anstalten, die das Volk warnen sollten, und wir sahen von unserm Fenster unfern Ruspoli einen schrecklichen Auftritt. Das dutzend Pferde prellte auf den gedrängten Haufen der Masken, ranneten nieder, was nicht ausweichen konnte; viele Leute wurden niedegerannt, manche verwundet, und man sagt, 4 starben an den Folgen, von einem weiß ich es gewiß.

Doch glänzte dieser Carneval im Giornale del Campidoglio und in den Relationen Teutscher Scribler, die für die periodischen Blätter ihres Vaterlandes die Artikel in Brod verwandeln. Das Giornale del Campidoglio ist nicht nur durch ungeheure Lügen und Kriecherey mit seinen Brüdern in Teutschland verwandt (Ein Echantillon haben Sie, m. Fr. in dem ersten Brief gefunden; eben so sind auch darin die Kirchhöfe außer der Stadt und die Excavationen, die erst angefangen worden, meist als vollendet angekündigt), sondern es übertrifft auch manche derselben sogar an Plattheit, dieser großen Sünde, die besonders in

Teutschland im Schwange ist, und gegen die crasse Ignoranz, wegen einer gewissen Gutmüthigkeit, die sie begleitet, noch Tugend ist.

So starb jüngsthin ein Teutsher Schlosser, ein wackerer, geschickter Mann, der auch besonders durch mechanische Kenntnisse sich auszeichnete. Dieser wurde nun geradezu dort als der Raphael der Schlosser depraedicirt. Hätte man wenigstens gesagt, er sey so viel als Archimed, oder, was dem Römer näher liegt, Fontana oder Zabaglia gewesen, das wäre doch wenigstens etwas Menschenverstand.

Eine schöne Sängerin wurde von einem Römischen Künstler gemahlt. Ein Dichtering versichert in einem dem Giornale eingerückten Sonnet, der Künstler habe seinen Pinsel nicht in gewöhnliche Farben, sondern in Sonnenstrahlen getaucht, aber auch diese Strahlen gehörten nicht der Sonne, die uns bescheint, sondern kämen von den Augen der Schönen. Man wird zwar in Italien an Concetti gewöhnt, allein solches Zeug ist doch selten. *und wenn es Kunst ist es*

*classisch* An die Zeitungen schliessen sich die Calker an. Ganz in dem Geschmack von *nicht transcendenten taet Rechtweilig*

dem, der Swift zu einem seiner witzigsten Producte verhalf, dem von Partridge, ist der Volkscalender in Rom, Casamia, von dem, der auf dem Titel als Verfasser angegeben wird, so benannt. Seit er im Jenner dieses Jahr 1811 das Erdbeben prophezeit hat und es zufällig eintraf, hat er eine grössere Autorität, als ehemals die effata der Sybillen.

Die alte Sucht des Römischen wie jedes müßigen Volkes, die sie uns auch über die Berge geschickt und die besonders von *uns Deutschen gar sehr,* gastfreundlich aufgenommen wurde, die Sucht nach dem Lotto ist bey der neuen Ordnung der Dinge gar menschenfreundlich in Einnahme berechnet worden. Man hat dem Institut ein großes Kloster unfern der Scrofa eingeräumt. Dem Heiligen, der im Vorsaal in colossaler Form sich befand, schlug man die Palme, die er in der rechten Hand hatte, weg, und gab ihm einen Mercurstab. In der linken hatte er ein Buch, vermuthlich die heilige Schrift, das liefs man ihm, dann strich man ihn und Buch und Caduceus weifs an, das Gestell granitfärbig, schrieb darunter Fatum und nun

öffnet dieses Fatum die Römer nach wie vor, und eine neuere vulcanisch wirkende Einrichtung hat erst kürzlich mehrere hundert Collecteure und ihre Familien zu Grunde gerichtet.

Dafs zu viele Mönche in einem Staate als parasitische Pflanzen schädlich sind, ist eine Wahrheit, die uns schon seit 6 Jahrzehnten von berufenen und unberufenen Schriftstellern aller Art, von den vorzüglichern Köpfen, die ihren Glauben mit einem E. L. J. unterzeichnen zu müssen glauben, bis zu einem Kranz und den Schreyern der Nationalversammlung und ihres Gleichen herab, vorgepredigt, vorgeschrieben und vorgeschriebelt wurde, dafs uns noch die Ohren davon gellen. Aber die Wahrheit dafs res mala, wenn sie seit Jahrhunderten in eines Staates oder einer Stadt Existenz tief verwoben ist, auch bene posita seyn kann, und dafs ihre plötzliche, gewaltsame Ausrottung schmerzlicher, ja schädlicher als das Uebel selbst ist, zumal wenn man ihr in Humanität gegründete Surrogate nicht substituirt noch substituiren mag, das fühlten von jeher alle

denkenden Menschen — aber so laut schreyen dürfen noch mögen sie nicht.

Nun zu Thatsachen. Schon im Volkmann findet man Berechnungen der Zahl der Mönche, Declamationen über ihren Reichthum, Schwelgerey und dergl. Allein davon sagt man nichts, daß unter den Tausenden sich viele befanden, die eine wirkliche Stütze ihrer Familie waren, die ganz von ihnen subsistirte und subsistiren mußte, weil in diesem Lande seit Jahrhunderten kein Kunstfleiß war und die nun dem Elende Preis gegeben sind. Wer von den Priestern den Eid nicht schwor, ist entweder deportirt, oder, wen das nicht traf, der ist im Elende. Doch erhält ihn noch die Achtung und die Wohlthätigkeit derer, welche noch diese Tugend auszuüben im Stande sind. Wer ihn schwor, hat in der öffentlichen Meinung verlohren und darbt, denn die kleinen kärglich zugemessenen Pensionen werden meistens nicht regelmäsig und nur unter beschwerlichen Formalitäten ausbezahlt. Eben so ärmlich und unter dem Druck der Verachtung muß er seine kümmerliche Existenz zu fristen suchen. Hievon und von den vielen Rückständen zeu-

gen selbst die Mauern in Rom, die mit auf diese und die lästigen Formen und starken Gebühren sich beziehenden Verordnungen überklebt sind. *Audi clamantem lapidem!* möchte ich den Teutschen Verkündigern des tausendjährigen Reiches zurufen, wie die Inschrift zu Portici über den Vesuv sich ausdrückt. Ich sah traurige Beyspiele; hier nur wenige davon, die mir tief zu Herzen gingen. In St. Martino, wo die Poussin und die großen unterirdischen Kirchen sind, klagte uns der Priester, der uns herumführte, und der nebst seinen Brüdern den Eid geschworen hatte, sein Schicksal mit Thränen. In St. Onufrio sah ich mit Rührung das bittere Gefühl, mit dem der ehemalige Prior, der nun einzig als Messlesender Priester, Küster, Pfortner zugleich, <sup>noch</sup> *da war* die kleine Gabe empfing, womit wir seine Mühe, uns Tasso's Grab, die Gemählde von Leonardo da Vinci und Pinturicchio, das Gartenorium zu zeigen, belohnten. Einige Jahre zuvor hatte er mich auch herumgeführt, und ich würde geglaubt haben, ihn zu beleidigen, wenn ich ihm etwas in die Hand gedrückt hätte.

Tief afficirte mich in der Woche aller

Seelen der Anblick der Capuziner auf dem Barberinischen Platze, als ich ihrem Gebete in der so berühmten und so oft beschriebenen Todtencapelle beywohnte. Zu arm, die durch die neuern Verordnungen anbefohlene schwarze Kleidung sich anzuschaffen, haben sie ihre groben, braunen Capuzinerkutteln in die Gestalt von jener verschnitten, Capuze und Bart weggeschnitten. 15 bis 16 Greise ~~mit Silberhaaren~~, vom Alter gebückt, schon mit einem Fuß im Grabe, schlichen an mir vorbey, besonders fiel mir ein alter Mann auf, ungeheuer lang, hager, mit schwarzen Haaren, buschigten Augenbraunen, der dem Spagnoletto zum Vorbilde seiner Anachoreten hätte dienen können. Constantins Zeiten fielen mir ein, der mit Gewalt das Christenthum dem Heydenthum substituirt, da sahen, wie Gibbon sagt, selbst Christen mit schmerzlichem Gefühl die Priester in den Vorhallen der Tempel betteln, wo sie zuvor im Ueberflusse und Glanz dem Gottesdienst abwarteten.

Noch ein zweyter Beleg zu dem obigen Satze einer *res mala bene posita* ist folgende Thatsache. Von Misson an, dem ersten

Reisebeschreiber über Italien bis Kotzebue 1805, klagt alles über das Monopol der apostolischen Kammer mit Gegenständen der ersten Nothwendigkeit, Korn und Oehl. Unabsehbar sind die Folgen davon für den Kirchenstaat, und es ist gewiß eine der concomitirenden Ursachen seiner Armuth und Verödung. Jetzt ist das aufgehoben und der Korn- und Oehlhandel ist frey. Aber kann man mit Gesetzen allein sogleich einem Volke Thätigkeit und Kunstfleiß wie durch einen Trichter beybringen? Jetzt zeigt sich, daß das Monopol auch nicht eine Schattenseite allein hat. Die Einkünfte davon blieben in Rom und dem Kirchenstaate und flossen durch tausend Canäle wieder unter das Volk. Durch Pensionen, Unterstützungen der Künste, der Armen, durch den Luxus und eine Thätigkeit einer gewissen Gattung; dies ist nun ganz versiegt und nichts dafür zum Ersatz da. Die Einrichtung der Gebäude, die es erforderte, Kornhäuser, Oehlmagazine, setzte Millionen in Umlauf, sie sind ungeheuer groß und fast des alten Roms würdig. Jetzt stehen sie leer, oder sind zum Theil in Caser-

nen verwandelt. Die Administration nährte viele Familien, die nun brodlos sind.

Die sonst so gierige Camera Apostolica mußte ihres Gewinns unbeschadet doch Rücksichten auf das Volk nehmen, und wenige schnell vorübergehende Symptome von Mißvergnügen abgerechnet, klagte selbiges nicht merklich, und befand sich im Durchschnitt genommen, Dank sey es andern so reichlichen Zuflüssen, in einem ziemlich behaglichen Zustand, und an Korn und Oehl fehlte es nie. Jetzt kostet, bey der unbeschränkten Handelsfreyheit, Brod, Oehl, Wein, meist, wenigstens beyde ersten Artikel, beynahe noch einmal so viel. Z. E. 1 Pfund Oehl 11 Bajochi, vorher 6. Die Pagnotte ist nur halb so groß wie im Jahr 1806. u. s. w.

Das thut alles nichts, sagt der Cosmopolite, der den Italienischen statistischen Artikel in unsern Teutschen Blättern verfaßt; nun ist der Handelsfreyheit die schändliche Fessel abgenommen, nun kommt Mercur, Ceres, Pomona, Pales, sie geben ihren Segen dem so schändlich von Priestergewalt einst niedergetretenen Volke. — Kommen Sie, mein Herr, wandern

Sie durch die Campagna? Wo ist eine Landesstrecke, die nicht schon im Jahr 1806 angebauet war? Wo sind die Arme, die sie anbauen sollen? Wo die Capitalisten, welche die Vorschüsse dazu nicht für verlohren halten? — bey gesperrter See, bey täglich unbeträchtlich werdendem innern Verkehr, bey verarmtem städtischen und adlichen Vermögen, gefallenem, zu Fidibus gesunkenen Staatspapiere, wo alle große Gutsbesitzer nach Frankreich wandern mußten, bey vermehrten Abgaben. Wer genießt die Handelsfreyheit, als Agioteurs, die in geringer Anzahl allen Handelsverkehr accapariren können, indem sie von jenseits der Berge her Einfluß, Macht, Gelegenheit erhalten, die ihnen zum Capital dienen, womit sie das bisgen, was um Rom wächst, umtreiben und nach den Armeen führen, auch hin und wieder einem Römer einen Knochen hinwerfen von der Beute, weil sie ihn seiner Localverhältnisse halber nicht ganz leer und unbelohnt können laufen lassen. So existirt der so verschrieene Alleinhandel zwar nicht in Thesi aber in Hypothesi mit allen seinen scheuslichen Folgen in vollem vigore.

Mit Eckel erwähne ich noch am Ende meines Briefes zwey Gegenstände. Erstlich oben lie zu Fidibus gesunkenen Staatspapiere, Luoghi di Monte genannt, die kommen nun bald, den Teutschen Zeitungen zufolge, al pari — und zwar so: Sie, mein Freund, sind einer der wenigen Reichen in Rom, und haben Einfluß, Verbindungen — haben für vier tausend Thaler Luoghi di Monte. Ehe Sie sie wegwerfen, da sie eigentlich nur ein tausend werth sind, kaufen Sie damit eine Actie in dem neuen Fond. Man nimmt Ihre Luoghi mit 75 pro cent disconto an — also für 1000. Dies zählt man Ihnen nicht baar, sondern giebt Ihnen ein Kloster, einen Pallast, oder Staatsgüter für 2000 an, Sie zahlen noch 1000 Thaler heraus, und vermöge Ihrer Verbindungen oder Thätigkeit können Sie dies Gebäude oder den Gegenstand der 4000 auch 6000 und mehr werth war, den Fond aber gar nichts kostet, wieder um 2000 oder 2500 Thaler verwerthen. Nun sind Sie Ihrem Gelde nicht umsonst nachgelaufen und glänzen in den Zeitungen als einer, der auch einen Stein zum Bau des neuen Roms mit beytrug. Aber vergessen Sie ja nicht, sich Einfluß, Verbin-

dungen um jeden Preis anzuschaffen, sonst paßt meine Anwendung der vorhandenen Fälle nicht auf Sie.

Der zweyte Gegenstand, dessen ich bald los seyn und worüber ich Sie nicht mit so vielem Geschreibe behelligen werde — das ist etwas zu frommen Stiftungen gehörig. Es existirte eine derselben, welche alljährlich den mannbaren Mädchen im Findelhaus, die sich dazu qualificirten, ein Heurathsgut von 50 Scudi gab. Da kamen bey einer Ceremonie an einem gewissen Tage Landleute in die Stadt, nahmen sich ein Weib, die nicht schlechter war, als sonst eine, und bekamen eine für das leichte Leben im südlichen Lande und die damalige Wohlfeilheit nicht unbeträchtliche Summe in die Hand, um fortzuhausen. Nun ist die Summe auf die Hälfte herabgesetzt und auch selbst dies ist noch Abgaben unterworfen. Man sieht, wenn man diesen Mädchen in den Kirchen in Corpore begegnet, denn an gewissen Festen kommen sie nach St. Peter und anderwärts hin, an der veralteten Mehrzahl die Wirkung dieser Oeconomie. Sehr launigt ist, was ein Bauernpursche über diese Finanzoperation

sagte: *Chi prendera adesso una mula per 25 Scudi.*

Nun von etwas anderem, nicht erfreulicheren aber doch minder in das Ganze eingreifenden Inhalts. Es ist, als wenn alles, was nicht die gute Mutter Natur diesem Lande mit unauslöschlichen Zügen, allen Revolutionen unzerstörbar, ertheilt, was nicht die beyden schönen Perioden historischer Gröfse von Rom in solchem Mafse hinterliessen, dafs weder der Zahn der Zeit, noch die Habsucht der Eroberer sie vertilgen oder fortschleppen konnte, als wenn alles dies auf irgend eine Art fort müfste. Unter den schönen, vorübergehenden Genüssen und unter den auch dem Herzen angehörenden Erinnerungen, die man von Rom mitbrachte, waren die Begräbnisse der Protestanten und insonderheit der Teutschen bey der Pyramide des Cestius. Nach den Gesetzen des priesterlichen Roms war mit dieser Handlung eine gewisse Eigenthümlichkeit verbunden, die die Polizey aus verständiger Toleranz erleichterte, wo man aber immer mit den herrschenden Ideen des gemeinen Volkes, dafs die Protestanten keine Christen, sondern eine Gattung Be-

stie wären, dafs ihr Leichnam al fiume gehöre, eine Art von Conflict hatte, der sich bey jedem einzelnen Falle auf eine für diese günstige Weise auflöfste, weil Ordnung, Stille, Anstand, Gemeingeist, der sich besonders bey den Teutschen äufserte, dem gemeinen Volke von Piazza Montanara und dem Aventin ein Schauspiel von Religiosität gab, das sie nicht erwarteten und das wirklichen Eindruck machte. Dieses, die schöne Form der Pyramide und der Stadtmauer, die der Fackelglanz so schön beleuchtete, die Vereinigung von Vaterlands- und Glaubensgenossen zu einer Handlung, der Antheil, den man an jedem auch fremden Todten nimmt, gerade wenn man ihn in die Erde senken sieht, das Anknüpfen an so viele andere Ideen, die die Freunde, die man in der Stimmung und unter diesen Umständen sich nahe sah, mit erregen helfen, liefsen in jedem fühlenden Menschen ein bleibendes Bild von diesem Vorgang zurück. Eine Scene, wovon uns Moriz in seiner Reise eine so schöne und so wahre Schilderung giebt, deren Richtigkeit ich auch vor 6 Jahren erprobte. Ein dieser Tage gehaltenes Leichenbegängniß eines

Schweizers zeigte gerade das Gegentheil, und ich besorge, dieser rührende Act und seine Wirkung ist für immer zerstört. Die Entreprenneurs wollten Lärmen machen und mehr sich als dem Todten eine Fête geben. Ehemals fuhr man in der Stille von der Wohnung des Verstorbenen ab, ohne Lärmen, ohne Aufsehen, ja man zündete ehemals die Fackeln erst bey Bocca della Vireta an, auch waren Shirren zur Handhabung der Polizey da. Das Volk von der Gegend passte auf, lief zur Grabstätte und sah eine Anzahl Menschen, die Theilnahme an einer Handlung zeigten. Die Leute hörten eine Rede, von der sie zwar nichts verstunden, aber doch vermuthen konnten, sie betreffe einen religiösen Gegenstand, und darin wurden sie bestärkt, weil man mit viel Anstand ein Gebet verrichtete. Sie äußerten oft darüber, sie hätten das nicht von Ketzern erwartet. Es war auch Stille, Ordnung und kein Gedränge. Die, welche zur Leiche gehörten, hatten Wachskerzen, welche sie von dem Haufen der Umstehenden unterschieden. Hier war es ganz anders, die den Conduct angeordnet, wollten viel Lärmen, viel Wagen, viel

Fackeln, Juden Crethi und Plethi ein. Auf dem Spanischen Platz und Strada Condotti lief aller Pöbel zusammen und trollte sich mit hinaus. Keine Wache war da, das Gedräng war ungeheuer, die vom Conduct waren nicht durch Wachskerzen unterschieden, kein gemeinschaftlich Interesse vereinigte sich, alles drang herzu, und in dem Zirkel um das Grab sah ich manches Gesicht, das müßigen Schlingeln vom Spanischen Platz gehörte. Um das Ganze zu krönen, hielt der schöne Geist, dem man die Leichenrede auftrug, eine, worin kaum einige Worte bezeichneten, daß man einen Christen begrabe — auch das Gebet, das Vaterunser nach der Rede, blieb weg. Selbst Teutsche Catholiken ärgerten sich daran, und einer sagte mir, so begräbt man einen Hund. — Man sagte: es war doch ein schöner Hund, es war schade um ihn — aber auch weiter nichts — der Pöbel, dem nichts, weder Herzlichkeit, noch Ordnung, noch Anstand imponirte, schlug die Ceremonie so an, wie sie anzuschlagen war — er drängte, johlte, lärmte, schrie, wie man kein Beyspiel noch gehabt. Scha-

de, daß der herzliche Auftritt nun auf immer verdorben ist — für das Gefühl.

Ich habe oben Morizen erwähnt, und da ich in meinen Briefen vielleicht nicht wieder auf ihn stoßen werde, so erlauben Sie mir, m. Fr., daß ich Ihnen sage, daß unter den Tausenden von Reisebeschreibern nach Italien, die, welche den Gegenstand wissenschaftlich behandeln, abgerechnet, nur wenige so schön, so wahr, so tief empfunden und geschildert haben, wie er und Heinse. An Ort und Stelle kann man nur diese unter ~~dieser~~<sup>der</sup> Gattung von Schriftstellern lesen und genießen. Ihre Einbildungskraft ist oft ungerregelt, oft überspannt, rosenroth, aber doch liegt immer ein wahrer Gedanke, ein richtiger Zug, eine auf Erfahrung und auf der Natur der Sache beruhende Empfindung zum Grunde. Ihr Tact im Sinnlichen und Geistigen ist immer richtig. Keine Empfindung ist erdacht, erheuchelt, sie sind immer wahr.

Ermüdet, so widrige Thatsachen und ihre Resultate niederzuschreiben, würde ich gleich die Feder niederlegen, wenn ich Ihnen nicht noch einiges, was Italien und nicht gerade Rom betrifft, schreiben möch-

te. Ich meyne, so manche unangenehme Empfindung vermindert sich, wenn man sich expectorirt, und auch kann letzteres zu manchen richtigeren Ideen führen, als die sind, die man uns jetzo eintrichtern will. Also noch ein paar Bemerkungen von meiner Reise, nur solche, die man gerade nicht überall findet und die mit zu dem oben gesagten als Belege dienen.

Durch Tyrol reisete ich diesmal mit einer sehr verschiedenen Stimmung von der, womit ich es ehemals durchzog. Kaum konnten die herrlichen, unvergilbaren Naturscenen dieses trefflichen, in seiner Art einzigen Landes in etwas die traurigen Empfindungen mildern, die der Anblick fremder Beherrscher über das treffliche, biedere Volk in mir erregte, über die Gefühle, welche die Trümmer, die Brandstätten des letzten Krieges, die zerstörten, zerfallenden Monumente der besondern Religiosität der Tyroler erweckten. Crucifixe, Bethäuser, Capellen sind zerstört, oder nicht mehr erhalten. Ich bin weit entfernt, sie als bloße Mönchereyen anzusehen. Wären sie schädlich gewesen, wie hätte der Tyroler seinen festen, biedern Charakter erhalten.

Abgestumpft, traurig schleicht diese schöne Menschengattung umher, und die vielen Brandstätten, die ich um Inspruck und Trento herum sah! — *Bella per Emathios plus quam civilia campos* — mit diesen Worten des Lucans könnte man ein neues episches Gedicht hier und jenseits der Pyrenäen anfangen.

Ich verirre mich gern so oft in das weite Feld historischer Sujets für Mahler, besonders für Landschaftsmahler — am liebsten in das genre, das Poussin erwählte — als: die Gegend von Athen, wo eben Phocions Leichnam über die Gränze getragen wird; die von Megara, wo das alte Weib seine Asche sammelt, und ähnliche, welche Wallis, ein Englischer Mahler, ehemals in Rom so schön, so trefflich darstellte. Ich denke mir als so ein Bild die Elisäischen Felder. Es landet der Kahn des Charon, überfüllt mit Ahgeschiedenen. Am Ufer steht Leonidas mit seinen Spartanern, und die Schottischen Highlanders, die bey Culoden fielen; das der letztern Sache nicht zu den bessern gehört, hat erst die Nachwelt entschieden und das Schicksal — ihre Gesinnungen weisen ihnen in jenem Leben

den Platz neben den Griechen, welche bey Thermopylä fochten, an. Sie empfangen die neugelandeten Tyroler und Spanier. Wer Wallis Bild sah, wo die Seelen zum Lethe sich drängen, wird wünschen, daß er auch dieses unternehmen möchte und dürfte.

Nun zu Thatsachen zurück. In Verona erfreut die Restauration des Theaters, aber es betrübt Schmutz, Staub und äußeres Ansehen das Museum des edeln Maffei, in dessen Cortile nun Gras wächst. Beyde sind Symbole des Zeitgeistes. Die Restauration des Theaters steht in der Kategorie der Excavationen in Rom. Die Erhaltung, Reinlichkeit des Museums wäre ein Beweis, daß man seinem Zweck gemäß noch forthandelte, daß man Gemeingeist dadurch zeigte, daß man es noch benutzte als das, was es ist und es ehrt. So dient es zum Durchgang nach dem Casino dem Ball und Musiksaal.

Mit eigener Empfindung sah ich in der Dämmerung die Gräber der Scaligeri, deren große Massen im Geschmack des Mittelalters eine eigne Stimmung erregen. Warum verfiel unter den Tausenden von Vedutenmählern keiner darauf, sie be-

stimmt und detaillirt zu zeichnen, und keiner der Künstler, den Eindruck darzustellen, den sie in der Abendbeleuchtung machen?

• In Mantua fand ich das Monument des Virgils, von dem so viel in den Zeitungen gerühmt wurde, ganz zerstört, und ich glaube, es ist doch einiger ächte Geschmack schuld daran, daß man das mesquine Ding nicht wieder herstellt. Von 4 colossalen Schwanen, die es trugen, sind nun noch die eisernen Stangen da, denn der Stucco ist herabgefallen. Was mich erfreute, ist die thätige, zweckmäßige Wiederherstellung des Pallastes T dieses Meisterwerks eines Mannes, der gleich groß als Architect und als Mahler war. So ein schönes Ganzes stieß mir noch nirgends auf. So schön manches Gebäude anderwärts ist, so ist doch keines in dem Plan, Errichtung und Auszierung von einer Hand. In die Beschreibung des Riesensaals, der herrlichen Deckenstücke würde ich mich nicht einlassen, wenn ich auch nicht so sehr die Mahlerey mit Worten haßte. Traurig contrastirt die Zerstörung des einen Theils des Schlosses, der Schmutz, der die schönen

Reste der Schule des Giulio Romano schändet, mit dem Prunk der neuen Zimmer.

Auffallend ist in Ancona die Öde gegen das ehemalige Gewirre und die sonstige Thätigkeit. Eben so in Loretto, dessen Santa Casa nur noch mit einheimischen Bettlern bevölkert ist. Kaum sieht man in der verödeten Hauptstrasse, die ehemals so viele Buden und Krämerinnen hatte, noch einige wenige, die mit heiligen Waaren handeln.

Im Ganzen reiset man nun bis Rom sicher, und wird weniger als ehemals von Wirthen, Postmeistern und Postknechten geprellt. Man hat zwar die Posten vermehrt, dafs heisst, die Meilen kleiner gemacht, dafs deren mehr auf eine Station gehen, was nun auch in andern Ländern der Fall ist; man erhöht alle Augenblicke eine  $1\frac{1}{2}$ fache Post zu  $\frac{7}{4}$ tel; allein die Postgesetze sind bestimmter, man bekommt überall das Reglement und der Plackereyen sind weniger, etwa Gränzposten ausgenommen. Aber auch da ist es minder arg und es war nie in neueren Zeiten so arg, wie es so viele Reisende, die ihre Tour drucken lassen, beschreiben, wenigstens fand ich es auf 6 Reisen von und nach Rom aus

meinem Vaterlande und dahin, nie so arg. Theils sehen derley Beschreibungen sehr grell an sich aus, oder die Farben werden absichtlich erhöht, theils hat der Reisende durch Unkunde in der Sprache und dem Benehmen sich in Verhältnisse gesetzt, die bey dem nicht statt haben, der vertraut mit der Sprache, sich bey dem scharfblickenden Italiäner gleich in die nöthige Positur zu setzen gewußt hat, und von ihm als capace gleich angesehen wird.

Auch die Doganen, diese wahre Geißel der Reisenden, finde ich so wenig drückend, als es nur mit ihrer Existenz vereinbar ist. Einen einzigen Fall ausgenommen fand ich nur die Gesetze, nie ihre Handhaber drückend. Französische Doganisten fand ich im Durchschnitt tractabler als Italiäner.

Am 11. Oct. v. J. Mittags 11 Uhr fuhr ich nach Rom, unangefochten von der Porta del Popolo gerade vor mein Quartier, und durfte nicht<sup>#</sup> vorher mir die Secatur der Dogana durch Betrachtung der herrlichen Säulen der ehemaligen Basilica des Marci Aurel. Antonini erträglich machen. Ich fuhr gerade durch die Babuina nach der Strada

*# die bey  
früheren  
Reisen*

Condotti. Auf dem kurzen Strich ~~sah~~ ich schon, daß Rom  $\frac{30}{m}$ . seiner reichsten Bewohner seit 2 Jahren verlohren hat.

Von Neapel sage ich nichts, als daß ich nicht weiß, welche moralische Idiosyncrasie Schuld daran ist, daß hier das Gorgonenhaupt der neuen Ordnung der Dinge mich so fürchterlich angrinste, hier, gerade hier, wo die Natur ihr Füllhorn so freygebig unter dem mildesten Himmelsstriche ausgoß. Wohl ist zum Theil der erste Eindruck Schuld daran, den die zunächst mir aufstossenden Gegenstände auf mich machten. Ich bin nicht ganz 4 Stunden in meinem Gasthof, so kommt des heiligen Franciscus Jünger, ein dicker Franciscaner, und bringt mir Blumen und Früchte im Namen seines armen Heiligen, der sich meiner Ankunft, mehr noch meines Trinkgelds freue. Ich bin nicht 24 Stunden hier, so finde ich bey einem Teutschen ein beschriebenes Blatt, mit viel Phrasen, Eintheilungen der Seelenkräfte und Unterabtheilungen, wie sie zu entwickeln seyen und was für Wissenschaften in die Unterabtheilungen pafsten und daß er sie alle den Kindern beybringen könne, die man, der neuern

Lehre Vortrefflichkeit halber, gegen so und so viel Piaster monatlich, zu ganz andern Menschen gemacht haben wolle. Ich frage und man sagt mir, ein ehemaliger wandernder Secretair eines Revolutionsclubs errichte nun ein Pestalozzisches Institut, weil seine erste Beschäftigung doch als etwas verrufen nicht recht gehe.

Ich besteige den Vesuv, gelange zum Einsiedler, werde unpafs, lasse meine Gefährten das herrliche Schauspiel allein geniessen, und mir bleibt zur Unterhaltung nichts, als das Album des Einsiedlers, das jedoch nur in einer Folge seit 1804 noch existirt. Dafs vernünftige Leute blofs ihren Namen und Datum hineinschreiben, dafs das Weitere vom Argen ist, ist männiglich bekannt, und gleich dem Hinschmieren an Wänden und Tischen durch Sprüchwörter aller Nationen als öffentliche Meynung sanctionirt. Inzwischen bilden diese eine beträchtliche Minorität, und es bleibt einem in meiner Lage der Spafs noch hinreichend, die Äußerungen der verschiedenen Menschengattungen, die sich hier vereinigten, zu classificiren. Der Italiäner schliesst sich an die obenerwähnte Minorität an,

theils weil ihm vielfältig mehr als seinen Namen zu schreiben sauer geschieht, und hauptsächlich, weil er wirklich zu geradsinnig ist. Der Englische Militär und Reisende und der Americanische Seefahrer, die alle gut schreiben gelernt, die das Schauspiel wirklich ergreift, sondert man wegen Orthographie und Calligraphie und eigenthümlichen Humor wirklich unpartheyisch aus. An diese schließt sich der gebildete Franzos an, der sich schon mehr zum Geschwätzigen neigt, oft ächten Witz meist sehr unleserlich äußert. Zum Beweis diese Innschrift:

*J'ai vu le Vesuve, quelle grandeur,*

*J'ai lû le livre de l'ermite, que de bêtises.*

Vielleicht setzte mancher bloß seinen Namen hin, aber er kann seinen Witz nicht halten. Dann kommt eine Gattung Menschen, die sich in dem Buch auffallend zur Kaste absondert, die Kutscher, Postillons und niedere Dienerschaft der verschiedenen königlichen Herrschaften, die den Berg bestiegen. Diese, sowohl als die Französischen Unterofficiers und Soldaten, thätige brave Menschen, äußerten sich auch vernünftig, obgleich unorthographisch, indem

sie meist nur ihren Namen und Stand hinstellen. Sodann kommen Schwärme von Französischen Witzlingen, bey denen sich Ideen des Genusses und des Cynismus, ich glaube, auch im Tartarus an den Stein des Sisyphus und das Rad des Ixion anknüpfen würden; dann der Tros der gutmüthigen Teutschen Handwerkspursche und Consorten, die denn doch auch den Feuersuhf gesehen zu haben sich freuen, noch mehr aber, sich selbst hier von Landsleuten gelesen zu wissen. Und dann sinkt man in das bilge water \*) der Secretionen unserer Teutschen Schöngeister, die hier ihr vitulirendes Entzücken, ihre Alt- oder Neuteutsche oder vielmehr Unteutsche Empfindsamkeit, Empfindeley, Unsinn und poetischen Laich ausliessen, tief und mit Eckel hinab. Glauben Sie mir Freund! ich sah da berühmte, wenigstens viel gelesene Namen in schauderhafter Menge.

Doch genug für heut. Mit zwey Briefen sind Sie noch bedroht, einem über unser gemeinschaftliches Steckenpferd, die

---

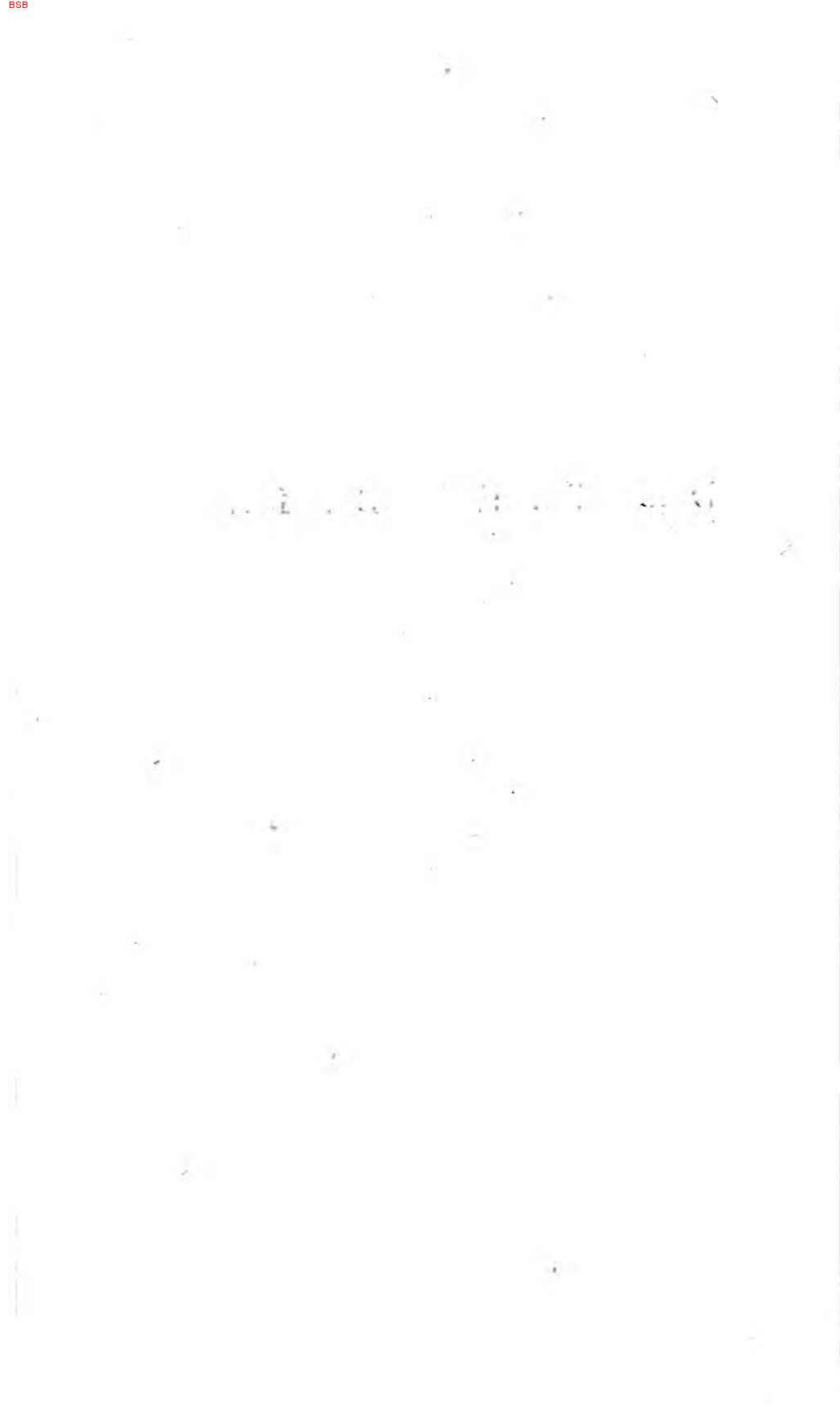
\*) Das faulige Wasser, das sich im Schiffsboden sammelt.

die Kunst, und dem vierten und letzten über das Reisen nach Italien. Ich schrieb Ihnen schon einmal darüber vor 5 Jahren, aber solch eine Warnungstafel kann nicht oft genug renovirt werden.



**D R I T T E R   B R I E F .**





---

## Dritter Brief.

---

Sie wollen über den Zustand der Kunst etwas durch mich erfahren. Wie soll ich mich in das Feld wagen, das nun so ungeheuer erweitert worden, das nun der allgemeine Tummelplatz aller deren geworden ist, die Teutschland etwas vorschwatzen wollen. Des Schreibens über Aesthetik ist jetzt kein Ende. Es ist ein Handelszweig geworden. Vergebens schrieb Lessing seinen Laocoon. Die von ihm gesteckte Gränze respectirt man nicht mehr, wenigstens der redende Künstler nicht. Wer weiß, wird nicht der bildende Künstler nun auch ein redender werden müssen: das heißt, daß Beschäftigungen in beyden sich nicht in einer Person vereinigen. In Rom sah ich einige Beyspiele, da

Künstler ersterer Art denen im Practischen der Prometheische Funken nicht versagt ist, Gott danken, daß sie im redenden Fache noch Absatz für die Producte ihrer Nebenstunden finden, die dadurch für sie leider zu Hauptstunden werden müssen. Ehemals schrieben die Mahler und Bildhauer nur wenig und selten — obgleich sie es sind, die ausschließlich beynahe das Wort führen sollten. Wenn sie schrieben, war es gehaltvoll, dem Künstler fruchtbringend. Jetzt haben wir Rosslasten von Aesthetiken — um wieviel ist nun die Kunst, ich will nur sagen seit Sandrart, vorgeschritten, oder vielmehr, welchen Antheil hatte das Schreiben an ihren Fortschritten, wenn anders welche existiren? Was mich ferner noch abhalten sollte, sind die verschiedenen Secten im ästhetischen Glauben, die ganz von einander abweichen, welche das Geschreibsel nur noch mehr vermehren, und wo man, wenn man den Schein hat, als hätte man zur Fahne der einen geschworen, gleich die Gegenparthie auf dem Halse hat. — Nun, das schreckt mich aber nicht, diese paar Bögen kommen nur in Freundes Hände, und wenn auch unter

meinen lieben Freunden einer oder der andere im ästhetischen Dogma von mir abweicht, so beurtheilt er mich glimpflich. Er weiß, daß ich nur Thatsachen erzähle, — und andern die Schlüsse überlasse — daß ich nicht um Grundsätze mich in Streit einlassen werde.

Als ich im vorigen Spätjahre in Rom anlangte, stieß mir ein und anderes auf, das nicht so war, wie vor 5 Jahren. Ich mache den Anfang mit dem, was ich von Producten Französischer Kunst sah. So wenig selbst nach dem Bekenntniß vernünftiger Franzosen Academien den Nutzen schaffen, den man im Verhältnisse ihres Geld - Zeit - und Thätigkeitsaufwandes erwarten sollte, so macht doch die Französische Academie in Rom einen gewissen Lärmen, der, vereint mit manchen Vorzügen, die der Französische Künstler zeigt, Aug und Ohr des Beobachters zuerst zu ihr hinzieht. Das schöne Locale schon macht sie für jeden Freund der Kunst, der Geschichte und der schönen Natur zu einem wahren Musentempel.

Bekanntlich ist dasselbe die ehemalige Villa Medicis. Wann wird eine ähnliche

Familie wieder entstehen, an deren Namen so schöne, die Menschheit so erhebende Erinnerungen sich anknüpfen\*)? Mehr mag ich nicht Worte verlieren, denn ich schreibe für Sie, mein Freund, der mit mir oft auf dem Monte Pincio dort wandelte und fühlte.

Nun aber ist die Rede, was ist innen in der Villa Medicis? Wie sieht es mit der Französischen Kunst in dem 1ten Decennio des 19ten Jahrhunderts aus? Was wirkte der Italische Himmel und Boden? Nichts! Der Character indelebilis der Nation, der

---

\*) Dem jetzt Reisenden in Toscana bieten sich sonderbare Reminiscenzen, wenn er ihren Namen hört, oder derselben Wappen sieht, dar. Er sieht die Palle in Stein, Marmor, Bronze an Thoren, Pallästen, Rath- oder Stadthäusern, Canzleyen, Gefängnissen, Waisenhäusern, Spitalern, kurz an dem Staate dienenden Gebäuden von schönster, dem Zwecke entsprechender Architectur aus der edelsten Periode der Kunst. Nun erblickt er ~~die Palle~~ entweder neben ~~die Palle~~ *die Palle* hingepflanzt, oder an einer elenden Hütte,

*ein*

und es bedeutet eine Tabacksregie, ein Mauth-, ein Polizeybureau u. dergl.

noch vor Mengs ihre Künstler die Engel des Bernini auf dem Ponte St. Angelo nachzeichnen hiefs, der jenen Italiäner veranlafste, die Figuren in einer Coypelischen Darstellung aus der Iliade, mit Monsu Achille und Monsu Agamemnon anzureden, der den Französischen Künstlern noch immer die greuelhaften Sujets eines Cato, der sich die Wunde und mit der die Eingeweide wieder aufreißt, einer lebendig begrabenen Vestalin, eines Belisars, des blinden Alten, dem eine Schlange seinen Führer tödtet, einer spasmodischen Scene aus der Sündfluth, zu Lieblingsgegenständen stempelt, der existirt noch unter andern Modificationen. Sehen Sie nur Landons Werk durch, so finden Sie leicht dieses Characteristische. David ist nun der Heros des Zeitalters, und aus politischen Ursachen das allgemeine Vorbild. Die Fehler sowohl als die Vorzüge dieses Mannes, und der Folgen die sein Einfluß hat, findet man am schönsten und kürzesten in Fernows Gemählde von Rom p. 220, mit einer Moderation, zu der mich weder die Werke seiner Schule, am wenigsten die Ausstellung der Französischen Academie im vorigen Jahre bringen konnte. Theatralische

Composition, Ueberladung, das Verwandeln eines historischen Sujets in eine Trödlerhude von antiken Meubeln, Waffen und Costume, sind nun Hauptzüge dieser neuern Schule. Soll es mir erlaubt seyn, als Laye meine Empfindungen darzustellen, so ziehe ich, ohne einen der Vorzüge eines nunmehr stattfindenden ernstern Studiums der Zeichnung verkennen zu wollen, in Manchem einen Watteau, einen Boucher u. dergl. dem Styl der affectirten Nachahmung der Antike vor. Diesen Männern, über welche Teutsche Aesthetiker sich so oft lustig gemacht, dienet Vieles von dem zum Vorstande, womit Heinse so wahr, so scharfsinnig in seinen Briefen an Gleim (siehe 1. Theil p. 311 ff.) unsere Ideen über Rubens berichtet, oder vielmehr Rubens an die Stelle, welche ihm gebührt, wieder hingestellt hat.

„Wir sind Franzosen, sagen Watteau  
 „und die von seinem Styl, wir sehen durch  
 „das Medium, durch das unsere Nation sieht,  
 „wir wollen ihr nicht zumuthen, durch ein  
 „von uns affectirtes, ihr und uns nicht natü-  
 „rliches zu genießen. Wir wollen unserm  
 „Publicum für sein gutes Geld nicht eine ihm

„ ganz heterogene und doch verfehlte Unterhaltung geben.“

Kommen Sie wieder nach Rom, so vergleichen Sie nur Battoni und David; wird nicht in vielen Stücken Ihr Nachdenken jenem, ob er gleich nicht zu den *Diis majorum gentium* gehört, den Vorzug geben? — Doch ich versprach Ihnen Thatsachen und nicht Raisonement.

Die Ausstellung, die ich in Rom sah, hatte nur ein Stück, das, nach allgemeiner Acclamation, das Auffassen des Großen und Schönen verrieth, und das waren Copien aus der Volta des Michel Angelo und diese waren von einem Holländer, Müblemeester ist sein Name. Alles andere sind Französische Grenadiers, zu Theseus gestempelt, Modelle zu Apollo und Hyacinth umgeschaffen, Freudenmädchen, und zwar Französische, zu Griechinnen und Römerinnen erhoben, das ist alles schön prätensionsvoll, theatralisch und von der Art, wie Hamlet sagt: *that outhers Herod*. Sogar Münzstempel waren da, die in gleicher Kategorie standen. Nehmen Sie nur den ersten besten der unzähligen, welche die Geschichte der letzten 15 Jahre veranlaßt, und vergleichen Sie sol-

che mit den Münzen von Sicilien, von Groß-Griechenland, von Alexander, dann findet sich die Location ungesucht.

Alles was ich da sage, soll ja nicht den Verdiensten einzelner Französischer Künstler, die Ausnahmen machen, und eben dadurch den Satz bestätigen, zu nahe treten. So zeigte schon vor mehreren Jahren ein Marseiller, Namens Caillard, Großheit in der Composition und Ausführung, und auch selbst einige Plagiate des guten Geschichtmahlers des Vauges beweisen, daß wenn man Poussin zum Führer nimmt, man nicht ausschließlich den oben erwähnten Weg für den einzig wahren anerkennt, wie es der Zeitgeist jetzt haben will, und daß man wohl dabey fährt und der Natur näher kommt.

So wollte der verstorbene Harriette, dessen Tod ein großer Verlust ist, mich nichts sehen lassen, was er gemahlt, ehe er nach Rom kam, und versicherte mich, er habe nun anders sehen lernen. Ich verkenne eben so wenig vieler anderer Franzosen Verdienste auch im Landschaftsfach, die Thätigkeit, die Regsamkeit besonders der Architecten. Daß auch sie einen andern Weg gehen und gehen müssen, ist unvermeidlich. Die Re-

sultate davon fallen in Italien am stärksten auf. In Rom bey Fêten-Decorationen; selbst in Neapel, wo die Lazzaroni-Architectur einen gar nicht verwöhnt, beleidigt die Facade des Haupttheaters San Carlo, mit dem Zwitterdinge, das oben ist, das in Frankreich nun so Mode ist, von dem man nicht weiß, endigt sie sich in einem Fronton, in eine Kuppel oder in was sonst. Sonderbar ist es doch, daß in den Zeiten, wo man am wenigsten im Stande ist, nur an ein Project eines dauerhaften Monuments der Baukunst zu denken, geschweige es auszuführen, wo wir besonders *in Deutschland uns behelfen müssen wie wir können!*

wo man die Architecten, nur um sie zu beschäftigen, zu Decorateurs und Tapezierern herabwürdigen muß, es von diesen Künstlern in Rom wimmelt. Vielleicht ist dies ein Mittel, dessen die Vorsicht sich bedient, den Prometheischen Funken nicht ganz untergehen zu lassen, dem die gegenwärtigen Conjunctionen das gänzliche Erlöschen drohen. Dies wird dadurch bezweckt, daß eine verhältnißmäfsig grose Anzahl Menschen sich

einige Zeit an einem Ort aufhält, der eigentlich Kunstsinne und Kunsterziehung gibt. Alles Verlusts, aller Beraubungen der Gegenstände und Mittel unerachtet, wird Rom noch lang der Ort seyn, wo alles, Natur, Himmel, Boden, Ruinen und Gebäude, Menschen, Sitten, Beschäftigung und Müßiggang, in dem, der nur etwas Empfänglichkeit hat, den Sinn zum Schönen und Großen zu entwickeln, concurrirt, lang noch darum die einzige Stadt in der Welt bleiben.

Mir fällt nur eine Kleinigkeit, eine Kindererey ein. Es fehlt in Rom an solchen Spielwerken für Kinder, die schön, nützlich, geschmackvoll Begriffe entwickeln, womit besonders unsre Pädagogen Teutschland so trefflich und übervollständig gesegnet haben. Die Spielsachen sind gerade noch, wie man sie von Nürnberg aus vor 50 bis 60 Jahren versandte. Aber das Nationalspielwerk für Kinder und Erwachsene, die Praesepi um Weihnachten, haben einen Kunstcharacter, der, vereint mit allen Gattungen von Gegenständen in Rom, meinen Satz beweist. Alla Regola an der Tyber und in Trastevere sah ich deren große, welche wahre Kunstwerke sind; und selbst bey den elenden, die ich im Quar-

tier de Monti feil bieten sah, fand ich die sie umgebenden geringen Kupferstiche von Mullinari doch wenigstens nach guten Originallien gebildet. Man sehe Spuren davon in den Campi Santi und dann nur den Unterschied zwischen Verzierungen bey einem Kirchenfeste in Rom und einem in Neapel.

Nun kehre ich mit einer Schlusssanmerkung zur Französischen Academie zurück. Außer dem Gemeingeist, dem Streben der Vorsteher und Mitglieder, dem Zweck der Anstalt zu entsprechen, wird das Andenken an sie durch das ernste, männliche, gebildete Benehmen der Künstler dieser Nation angenehm erhalten. Ihr Zusammenhalten, und doch zugleich ihre Urbanität gegen Fremde, die Gerechtigkeit, die sie auswärtigen, nicht Französischen Kunstproducten widerfahren lassen, machen oft in dem Teutschen Reisenden den Wunsch rege, daß er mit Wahrheit gleiche Eigenschaften seinen Landsleuten im Allgemeinen nachsagen könnte, daß Partheysucht, Haß, ja selbst grobe Ausbrüche von beyden nie erwähnt werden dürften, daß das Reisen nach Rom bey uns, wie in Frankreich, nur die Belohnung des ausgezeichneten, schon ganz gebildeten Kunst-

zöglings wäre, daß wir es allgemein für Pflichthielten, das Geniewesen der Urbani-  
tät unterzuordnen. Wer weiß, würden  
nicht diese Halbtugenden, deren Mangel in  
unsern Zeiten manches Laster überwiegt,  
auch bey den Franzosen verlohren gehen,  
wenn die Schriftstellerey, wie bey uns, so  
leitend, so ins gemeine Leben eingreifend,  
so verbildend, so Selbstständigkeit raubend  
bey ihnen würde.

In der Academie von Rom in St. Luca be-  
merkt man auch Vorschritte, obgleich nicht  
in dem Verhältniß mit den Fêten, die man  
deshalben gab, noch mit dem Ankündigen in  
den Zeitungen. Man sieht, daß der Einfluß  
von Cammuccini und Canova schon wirkte;  
und von Thorwalson, der nun auch einen  
beträchtlichen Einfluß erhalten haben soll, ist  
so viel zu erwarten, als man billig heutzutage  
sich versprechen darf. Cammuccini ist schon  
oft beurtheilt worden, ich füge nur bey, daß  
seit 5 Jahren, daß ich sein Studio nicht ge-  
sehen, ich keine neuere große Arbeit darin  
fand. Mein Herz blieb kalt, sowohl bey  
seinem heil. Thomas, den man nun, ich  
weiß nicht warum, für St. Peter in Mosaique  
setzt, als bey seinen andern Arbeiten. Viel-

leicht verstimmt mich die höfliche Eile, mit der er mich zweymal von den herrlichen Garofalo und Giovanni Bellin, womit seine Zimmer gefüllt sind, zu jenen Producten in die Babuinastrasse drängte, wo er sein Laboratorium hat.

Unter den Spaniern sind edle Menschen. Sie geniessen wegen ihres Unglücks, ihrer Festigkeit, wegen der Standhaftigkeit, mit der sie ihre traurige Lage ertragen, die allgemeine Achtung und Theilnahme auch von Franzosen. Als Künstler haben die Geschichtsmahler sich meist in Paris unter David gebildet, und man sieht ihren Producten der Art seine Schule an. Doch zeichnen sie sich durch ausnehmend schönes Colorit aus. Man sieht, ihre erste Bildung war in einem Lande, wo Rubens, Titian ihre schönste Lebenszeit zubrachten und durch Velasquez und Murillos fortwirkten.

Einen Niederländer, Palinek, traf ich an aus Gent, Geschichtmahler. Der Mann arbeitet ganz als Niederländer, — erhielt seine Bildung in Paris bey David, und seinen Compositionen sieht man nichts davon an, daß er den Götzen des Tages gehuldigt. Sein Colorit ist das seines Landes; — ich freue

mich, jemand auf eigenen Füßen gehen zu sehen. Stoffemahlerey läuft ein bisgen mit unter, jedoch dem Ganzen unbeschadet, und nicht so, wie hey dem sogenannten Thierpe-  
ter. Dieser, ein Böhme von Geburt, hat grofse Reputation im Thiermahlen, aber er ist eigentlich ein Pelz- und Federnmahler. Mit dem Fleifse eines Denners mahlt er die Hülle des Thieres, aber von der Wahrheit, dem Character und Geist eines Hondekooders z. B., oder eines Waenix, eines Sneyders, Potters ist keine Ahndung da. Doch, was mich freut, der Mann bleibt bey seinem Genre, freut sich seines Genre.

Genremahlerey hat in Rom keinen Werth, den Mosaiquisten haben diese Gattung Luxus, die das Genre ernährt, an sich gezogen, daher man sagen kann, sie existirt nicht. Aber ich kann hier die auf Erfahrung gegründete Bemerkung nicht unterdrücken, dafs es sehr gut wäre, wenn mancher treffliche Genremahler sich dessen nicht schämte, und nicht in das Höhere, in das Heroische hinüber wollte, wo er erst Blößen zeigt. Vorzüglicher Genremahlerey gebühret ein Kranz und Lob, wie jedem ausgezeichneten Talent und Bestreben.

Was soll ich, was kann ich von unsern Landsleuten, den Teutschen Künstlern sagen, als dafs einige der vorzüglicheren, denen allgemeiner Beyfall geworden war, gleichsam nicht mehr in Rom sind. Schick ist tödtlich krank, Koch will Rom verlassen. Manche andere sehen auch keiner freudigen Zukunft entgegen, und alle, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, leiden unter dem Druck der Umstände, der sich diesseits und jenseits der Berge äufsert \*). Bewunderungswürdig ist aufser ihrer Thätigkeit noch der Muth und das schöne Streben vorwärts. Meine lieben schreibenden Landsleute! verehret mit mir diesen Muth, dieses Streben, lasset ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren, aber wähnet nicht, gleich mehreren eurer Mitschriftsteller, die vor euch schrieben, den Künsten stehe ein erneuertes Leben bevor, so wie der bürgerlichen Welt. Lasset euch nicht täuschen und täuschet eure Leser

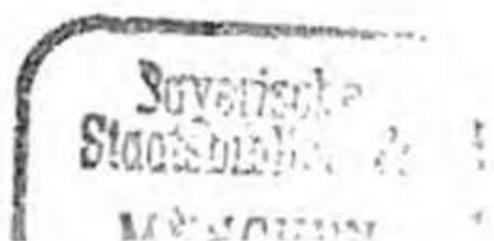
---

\*) Seit dies geschrieben ist, während des Drucks dieser Blätter, starb Schick und Koch ist nach Wien gezogen. Schick hatte in den letzten 5 Jahren eine Stufe der Vollkommenheit im historischen Fache erreicht, die allgemein Aufsehen erregte.

nicht mit den glänzenden, durch eure Phantasie gemischten und erhöhten Farben einer nun bald aufsteigenden Morgenröthe! Sehet diese wackern Männer, die nun in Rom auf solch einem dornigten Wege wandeln, nicht als Herren einer neuen Kunstwelt an. Die Bessern unter ihnen denken nicht an so etwas, gleich wie Karstens und Wächter arbeiten sie sich um der Kunst willen selbst durch, und ihre Belohnung ist in ihnen. Denket, was der treffliche Dichter, Mahler Müller, selbst Künstler, und was noch mehr ist, ein Veteran in der Literatur und in der wirklichen Welt, seit 30 Jahren bekannt mit dem Erdenwallen des Künstlers, des Dilettanten, des Mäcenaten in Rom, vertraut mit dem Weltlauf vom 18ten Jahrhundert, wie mit der Geschichte der Kunst, in seiner Schrift über Fernows Hoffnungen, von dem trefflichen Karstens (Horen 9ter Band 1797, 3tes St. S. 21. ff.) schon vor 15 Jahren ausrief, das noch so gut auf unsere Zeiten und auf unsere Hoffnungen paßt, er sagt:

„Fühlt der Herr Verfasser sich als einen  
 „hundertarmigten Briareus, alle Unschick-  
 „lichkeiten, welche jetzt die Kunst beklem-  
 „men, aus dem Wege zu räumen? Besitzt

„ er die orpheische Leyer, die bellende, herz-  
 „ zerfressende Hyäne zu stillen? Durch eine  
 „ eben so starke Erhöhung des Gefühls zum  
 „ Schönen, den Vorsprung, welchen der  
 „ Verstand zu rasch gethan hat, auszuglei-  
 „ chen, in Harmonievollem Umlauf der Kräf-  
 „ te frisch den Lebenspuls zu wecken und nur  
 „ so im Verlangen nach edlerem Genusse, den  
 „ bildenden Künsten aufs neue Antheil zu be-  
 „ reiten? vermag er das, was nur bey lang-  
 „ samer Umwälzung vielleicht vieler Jahrhun-  
 „ derte sich von der Natur hoffen läßt, die  
 „ nach immerwährendem Kreislaufe durch  
 „ alle Grade von Perfectionen nothwendig  
 „ wieder zur ersten Simpliçität, woraus sie,  
 „ wer weiß wie vielmals schon, von andern  
 „ Seiten ausgegangen war, zurückkehren  
 „ muß. Darf er in das mächtige Rad eingrei-  
 „ fen und seinen schweren Gang nach diesem  
 „ Gleichgewichte beeiligen? Wohl! wo  
 „ nicht, so sage er allen schönen Hoffnungen  
 „ gute Nacht, das Leben der Kunst, durch  
 „ die Wirkungen eines oder mehrerer Künst-  
 „ ler heut zu Tage erhöht zu sehen, es wird  
 „ nicht gelingen, legte auch Apoll mit allen  
 „ Neueren selbst Hand an das Werk: denn,  
 „ wo dem Künstler nicht sein Jahrhundert



„Ambos ist, und im Geiste der Zeitgenossen keine zum Antheil bereitwillige Materie für ihn liegt, wird zum Schmieden sein Arm vergeblich den Hammer durch die Luft treiben, strotzte auch jede seiner Adern von prometheischer Kraft.“

Als ich vor 6 Jahren Rom verlassen, schrieb ich Ihnen so meine Gedanken über das Reisen nach Rom. — In meinem nächsten Briefe werde ich sie Ihnen wiederholen. Meine neueste Reise hat mich überzeugt, daß er Wahrheiten enthält, die nicht oft genug gesagt werden können, indem die Anzahl der Wallenden dahin aus unserm Vaterlande, der elenden Zeiten unerachtet, sich immer erhält, ja weit mehrere aus der schreibenden Classe sich dahin begeben, als vormals, und folglich des Unfugs über dies Land und die Kunst drucken zu lassen immer mehr wird.

Schon damals, wie Sie in dem Brief finden werden, ahndete mir, daß es fast nicht fehlen könne, daß das Studium der alten Florentiner und sonstiger Vorläufer Raphaels, das damals en vogue kam, gewiß einen Unfug in Teutschland oder bey Teutschen aushecken würde. Und richtig, ich Unglücks-

prophet habe leider nicht falsch gesehen. Es ist eine Filialverirrung eines halben Dutzends zum Theil ausgezeichnete Teutscher Künstler, das seine Hauptkirche in Teutschland hat, welche die catholisch-mystische Aesthetik gegründet, deren Classiker Sie ~~in~~

*ja nicht in der Bibel, im Homer, in den  
Platten gemeinen Griechen, und Romern  
zu suchen haben, nein! im gestiebel-  
ten, Vater im Knäblein Wunderhorn  
im Alarcos, im Natalis ~~Wunderhorn~~  
~~Wunderhorn~~ werden sie dieser  
Schule ~~Wunderhorn~~ finden  
Muster*

Es haben sich in Rom ein halbes Dutzend, ja jetzt 8 oder 9 Künstler von seltenen Talenten vereinigt, beynahe ausschliesslich nur heilige und Legendengeschichten zu mahlen, keinen andern Meister als Raphael zu studiren, und noch mehr seine Vorgänger. Einige sehen sogar schon Giulio Romano nicht mehr an. Alles muß streng seyn, nur die alten Künstler zwischen Giotto und Raphael sind die wahren Adepten der Kunst, selbst Raphaels Art, zu mahlen, als er die

von Pietro Perugino verlies, ist eine Verirrung dieses großen Mannes. Sie thun Verzicht auf die Vortheile der Oehlmahlerey, mahlen damit wie mit Wasserfarben, haben scharfe Umrisse, und man glaubt ein Gemählde aus den großen Missalen zu sehen, wie man sie in der Bibliothek zu Ferrara, in der Sacristey zu Siena, oder in dem gemahlten Codex vom Dante in der Vaticana sieht. Linien- und Luftperspectiv wird absichtlich vernachlässigt, denn die Alten haben sie auch nicht. Das Colorit ist oft grell und die Figuren häufig platt. Alte Teutsche lassen sie auch mit ankommen oder etwas gelten, denn es ist von der Zeit vor 1520. In einer herrlichen Suite von Zeichnungen eines von ihnen fand ich eine absichtliche Nachahmung von Aldegrevers Styl, und die Anlage verrieth einen umfassendern Kopf als jener sogenannte kleine Meister haben konnte. Skizzen, wo der erste Gedanke so hingeworfen war, zeigten Grandiosität, und die Ausführung, Aengstlichkeit, Härte, Platte (ich nenne es so, damit man es nicht mit der Plattheit in den redenden Künsten verwechsle). Es ist der Unsegen, der im gemeinen Leben manche gelehrte Dame betrifft.

sie spricht mit Gesinde, Kindern, unbedeutenden Fremden, zeigt sich richtig denkend, drückt sich erschöpfend aus, und ist folglich liebenswürdig; sie kommt in Gesellschaft, will paradiren und zeigt alle widrigen Blößen modischer Affectation, womit die Jean Paule

*und ihren elenden Nachahmern*

mit vollen Urnen unsre Modewelt impraegnirt, und vernünftige Leute entfernen sich.

Goldgründe, goldene Glorien, Goldsäume an den Röcken und Röcke selbst cangianten, Engel mit goldnen Haaren und Schwingen, auf goldnen Harfen spielend, gehören zum Vorcinquecentistenapparat, auch fehlen nicht, wie bey Dürer und Breughel im Vordergrund, Kräuter, Schmetterlinge, Kröten, Eidechsen und derley, quantum satis, ja mehr noch als diese, Blumen ungerechnet. Und dann die Wahl der Gegenstände! das muß durchgehends heilig seyn, biblisch oder auch aus der Legende. Nun wäre es zwar gut, wenn, wie Jean Paul irgendwo sagt, die Kunst der Religion zu Hülfe käme, wie einst diese die Kunst emporhob, und wäre ich Künstler von einiger Fähigkeit, ich würde

biblische Gegenstände, als die unserm Herzen und unserer Jugendbildung am nächsten liegenden, und zugleich als die schönste Mythe in ästhetischer Hinsicht vorzüglich wählen. Allein ich würde weder so ausschließlich sie wählen, als man im mittlern Zeitalter that, denn damals kannte man nichts anders, noch auf die Weise, wie man es damals that. Warum jetzt Rückschritte machen? Warum aus zweckloser Frömmelley auf alles verzichten, wozu uns das Aggregat der in 3 Jahrhunderten gesammelten Kenntnisse gegründete Ansprüche zu unserer Bildung und unsern Fortschritten gibt. Wollten nur diese talentvollen Künstler folgende drey Punkte berücksichtigen: Erstlich, daß, kämen Orcagna, Massaccio, Pietro Perugino, selbst Raphael nun wieder auf unsre Erde, und wollten mahlen, oder fänden zu mahlen, so würden sie als richtigfühlende, unaffectede Menschen so arbeiten und solche Gegenstände wählen, wie die Sitte, Gedenkungsart des 19ten Jahrhunderts es erfordern und gewiß alles benutzen, was, seit sie das erstemal da waren, in der Kunst zum Vortheil derselben für Erweiterungen bewirkt worden. Sie würden sich derselben

in Beleuchtung, Colorit, Geschmack gewifs sehr freuen. Ein gleiches würden in ihrem Fache auch die Minnesänger und die Troubadours, wenigstens die bessern Köpfe unter ihnen, auch der Verfasser der Nibelungen thun.

Zweytens, daß die Wahl der Gegenstände selbiger Zeit deswegen ausschliesslich auf heilige Mythe fiel, weil man damals nichts anderes kannte. Nur mit seltener Ausnahme war hier und da ein einzelner Mensch, der etwas von Geschichte und heidnischer Mythologie wufste. Die Darstellungen im Campo Santo zu Pisa waren damals jedermann bekannt. Z. E. die Geschichte des H. Ranier war jedem Pisaner geläufig, sie war für ihn, was der Trojanische Krieg für den Griechen war. Alle Allegorien, Beziehungen auf dem Campo Santo waren damals currente Mythen, manches Bild hat eine individuelle, auf die Geschichte, auf die neuesten Vorfälle deutende Beziehung. Die Cigoli, die Gaddi und diese mahlten dennoch deutlich für ihre Zeitgenossen und brauchten nicht in eigends gedruckten Texten eine Legende aufzuwärmen. Wer aber im 19ten Jahrhundert sich in diese Vorstellungsart vertieft, wird undeutlich und unwirksam mahlen. Es ist ferner

Drittens zu besorgen, daß junge, feurige, tieffühlende Künstler sich in diese Manier verlieben, und daß sie zum Nachtheil jedes Fortschrittes fixe Idee werde, oder vielmehr und häufiger noch, daß diese vorzüglichen Menschen durch ihr Beyspiel einer Menge mittelmäßiger Künstler den Kopf verschieben, die gerade das excentrische ergreifend, glauben, sie seyen schon große Meister, wenn sie nur harte Umrisse, süßlichte Mienen, Goldscheine und Goldgründe mahlen, wenn sie mit Oehlfarben den Effect der Wasserfarben suchen, wenn sie Luft- und Linien perspectiv beseitigen u. dergl. Der Hang zum Mysticismus wird alsdann auch durch Mahlerey ausgebreitet werden, nein! nicht werden, er ist es schon, denn selbst in Rom, wo man den geraden Sinn für die Kunst am ehesten erhalten kann, sah ich Wirkungen davon, die mich in Erstaunen setzten. Leute wählten zu ihren Antiken die geistlichen Grabsteine, die Dyptichen aus dem 4ten bis 6ten Jahrhundert, und die Missalen, nahmen die Ideen aus Jacob Böhm, und ich kann mir nun den Ueberschritt zu den Visionen der Braminen und den Verwandlungen des Visch-

nu leicht denken. Ich traute meinen Augen kaum, als ich einige solche Producte sah. Ich mag derley aegri somnia nicht schildern. Doch damit Sie etwa wissen, was ich meine und wie weit es schon gediehen, verweise ich Sie auf Morgenblatt 1810, No. 64. dort sind Ideen zu Kupfern für den Kling-Klingel-Almanach, die ich bisher für bittere Satyre hielt, ich sah sie aber realisirt. Eine Schilderung fängt so an: „An der Erde liegt  
 „ein Geweihter mit dem symbolischen Thier-  
 „kreise um das Haupt und bläset das Wald-  
 „horn. Aus den Tönen des Waldhorns hat  
 „sich bereits ein altes gothisches Kirchlein  
 „gestaltet mit schmalen dunkeln Fenstern.  
 „In einem derselben steht sittsam erröthend  
 „ein Frostblümlein, welches sich in ein  
 „rundes frommes Mädchengesicht endigt.  
 „An der Kirche ragt ein entblätterter Flieder  
 „aus einer Ritze, und von einem Aste des-  
 „selben, Frostblümlein gegenüber, hängt  
 „ein stattlicher Eiszapf herab, unten in ei-  
 „nen sentimentalen Jünglingskopf endigend  
 „u. s. w.“

Doch genug! Sie werden sagen, ich rüge diese Possen zu warm. — Nein mein Freund, *hae nugae in seria ducunt mala*. Besonders

wenn man weiß, daß sie eine eigene, nichts weniger als ästhetische Tendenz haben und mit gleichen in der Literatur in engem Verbande sind. Hierüber könnte ich Bücher gesammelter Thatsachen schreiben; ich bleibe nur bey dem Schaden, den eine solche künstlerische Thebaide anrichtet. Es ist das sichere Symptom der sinkenden Kunst, wenn man bedingten Mustern nachzuahmen strebt, während die steigende nach weiterer Vollkommenheit ringt, und die findet man nur in der Natur. Weder Fra Angelico noch Ghirlandajo noch Perugino suchten je einzelnen Meistern nachzuahmen, sie hatten die Natur allein zur Führerin.

Welche Nation hat doch, wie unsere Teutsche, die sonst in jeder Rücksicht sich so sehr auszeichnet, sich Auswüchsen in Geschmack, Literatur u. s. w. so schnell und so unbedingt hingegeben, die sie sodann mit allen den herrlichen Eigenschaften, die ihr eigen sind, durchzusetzen pflegt, aber auch bald wieder von einem andern verdrängen läßt. Welche ergriff die absurde Orthographie so warm im 8ten Decennio des abgewichenen Jahrhunderts? dann kam

Die Siegwärtische die Kraftgenie  
Sprache und die Reihe von <sup>104</sup>Thoren  
die man bey keiner Nation antrifft  
unter den neuesten Auswuchsen  
haben wir nun transcendente  
Sprache. Fremde die Classisch  
Deutsch erlernt, vermiffen ein Glos-  
sarium für die neuesten Produ  
das sie ihnen verständlich mache

doch genug hievon. Ich weifs nicht, ver-  
schwindet dies ästhetische Fieber bald; aber  
in allen Fällen werden Arbeiten zweyer  
Künstler aus dieser Schule dem Beschauer äch-  
tes, gediegenes Vergnügen gewähren. Der er-  
ste ist Hr. Vogel aus Zürich, durch seine Rück-  
kehr der Eidgenossen aus der Schlacht bey  
Murten. Herr Vogel macht Ausnahme, daß  
er einen weltlichen Gegenstand mahlte, daß  
er Luft- und Linienperspectiv gewissenhaft  
beobachtete, und die Gegend des Vier-Wald-  
städter Sees zu einer herrlichen heroischen  
Landschaft erhob. Ich kann und mag nicht  
mit Worten mahlen, aber sein Bild ist in sei-  
ner Art das, was Johannes Müllers Beschrei-  
bung der Schlacht von Laupen ist, wie denn  
dieser Schriftsteller seine Stärke in Gemähl-  
den hat. Ich bedaure, daß ich Rom verließ und

es nicht vollendet sah, eben so sehr, daß es der Fall war mit Christi Eintritt nach Jerusalem, von Herrn Overbeck aus Lübeck. Ueber 200 Figuren, alle verschieden, alle, auch die kleinsten, im Gesicht mit beinahe Miniaturdetail, alle mit der Unschuld und frommen Einfalt, alle mit dem trefflichsten, verschiedensten Ausdruck, erfordern unendlichen Fleiß und Zeit. Wie ich Rom verließ, waren die Hauptfigur und manche andere im Vorgrunde dieses trefflichen Bildes kaum angelegt, das Ganze läßt sich demnach nicht beurtheilen. Was ich aber von der Ausführung aller, auch der kleinsten Figuren im Hintergrunde versichere, wird Sie ahnden lassen, daß das, was ich von Luft- und Linienperspectiv sagte, wohl nicht ganz ohne Grund seyn möge. Der bestimmte Ausdruck so unzähliger Figuren zieht auch, wie mich dünkt, so ein Bild in das Gebiet der redenden Kunst hinüber, und macht es dem Beschauer zur Erzählung eines redseligen Beschreibers. Fülle ermüdet oft, doch außer Dürers und Lucas von Leyden Bildern, sah ich im Ausdruck nichts ähnliches, gleichwohl möchte ich die Anlage des Bildes mehr der von dem

Schüler des letztern, Nicolaus de Bruyn, vergleichen.

Ich übergehe hier gänzlich mehrere Künstler, theils von bereits befestigtem Rufe, theils von schönen Hoffnungen, weil es mich über die Grenzen eines Schreibens führen würde, und weil sie meines Lobens nicht bedürfen und dieses auch nicht weiter als über den Cirkel meiner Freunde sich ausdehnen würde. Unter diese gehört Reinhard, Voogd, Rhoden, der nicht mehr in Rom ist, Wagner, Gmelin und mehrere andere. Aber von einer noch nicht ganz, wie sie es verdiente, bekannten Künstlerin will ich Sie unterhalten. Mademoiselle Reinbard aus Carlsruh hat ihre in München angefangenen, in Wien fortgesetzten Studien in Rom so sehr erweitert und mit so gutem Erfolge sich gebildet, daß im historischen Fache sie wohl einer Angelica Kaufmann an die Seite gesetzt werden kann. Sie hat der Schwierigkeiten, die unsere Sitten im Studieren einer Person ihres Geschlechtes in den Weg legen, unerachtet in selbigem solche Fortschritte gemacht, daß, wer ihre Compositionen sieht und mit denen der Angelica Kaufmann vergleicht, mir nicht Unrecht geben wird. Man ziehe von den

wirklichen Verdiensten dieser Frau das ab, was eine frühe Bildung, ein vieljähriger Umgang mit Künstlern, Aufmunterungen aller Art, die Tuba der Bewunderung, in die ihre Freunde in England stießen, der Enthusiasmus, den dieses erzeugte, der Ton der Mode, das Zuströmen aller Fremden zu ihr, die damals Italien überschwemmten, ihre gekrönten Mäcenaten, die goldnen Zeiten, die damals für die Kunst obwalteten, und vor allen Dingen die Stufe, auf der die Kunst stand, als Mengs erst anfang, zu wirken, und sie zugleich, in der Periode zu arbeiten und bekannt zu werden, und man sehe, was ihr sonst übrig bleibt, als das Verdienst des Portraits, worin sie unstreitig mit den berühmtesten ihrer Zeitgenossen die Palme theilt.

L. S. w.

N. S.

Noch etwas über Bildhauerey sollte mein Schreiben enthalten. Ueber Canova mögen Sie sich schon satt gelesen haben. Nur noch das will ich beyfügen: warum werde ich nie satt zu Thorwalson, zu Eberhard zu gehen, und warum ermüden mich schon nach dem

dritten Besuch in Canova's Atelier die Heben, die Psychen? warum meyne ich, sie mi-  
 naudiren? warum bleibe ich immer so gern  
 aufsen an seinem grossen Studio ohnfern la  
 Ripetta stehen, wo er erst seit Jahr und Tag  
 so schöne antike Fragmente von Basrelifs  
 incastriren lassen? warum ziehen mich die so  
 an? warum gefällt mir von seiner ungeheu-  
 ren Gruppe von Perseus und dem Centaur nur  
 der Theil des letztern, der Pferd ist? warum  
 dünkt mich die colossale Statue zu Pferd, die  
 er macht (ein Mann mittlerer Gröfse steht  
 beynahe bequem unter dem Bauch wo der  
 Sattelgurt ist) nur geometrisch groß? ist es  
 blofs ein moralischer Grund, der mich zum  
 Marc Aurel auf das Capitol hinzieht? Es ist  
 wohl blofs der Grund in einer moralischen  
 Idiosyncrasie bey mir? oder Eigenheit, min-  
 der glimpflich zu reden. Nun lesen Sie nebst  
 den bereits vorgetragenen Ketzereyen von  
 mir noch eine zuletzt. Wäre ich ein Pabst  
 oder König von Italien oder so ein Fürst,  
 dessen Land eine Fundgrube von Antiken  
 ist, nicht ein Bild dürfte mir restaurirt wer-  
 den, wohl Stücke zusammengesetzt, aber  
 auch nicht ein Zoll groß fremdartige Materie  
 dürfte mir daran hinkommen. Dies würde

mir freylich das Heer restaurirender Künstler und Mäcker auf den Hals ziehen; allein man sehe, wie die Restaurationen im Museo Chiaramonti beschaffen sind, wie Pacetti restaurirt, wie man dem herrlichsten Gegenstande Griechischer Kunst einem weiblichen Körper, der einem so eben mannbar gewordenen Mädchen gehört, einen Kopf einer 24 Jahr alten Nymphe aufgesetzt und derley Schändungen ohne Zahl. Wie ist der Antinous von Braschi restaurirt? Wohl mag es hingehen bey dem vielen mittelmäßigen, was man von den Alten findet, wo man so ein Stück einem reichen, gut zahlenden Ignoranten zu Lieb ergänzt, falsche Attribute hinmacht, es umstempelt, damit Geld ins Land kommt! aber in einem Museum da dürfte mir solch ein Unfug nicht statt haben. Manche solche Statue sieht aus, als wenn der Verfasser der Gespräche im Reich der Todten, oder ein Schirach die verlohrnen Bücher des Tacitus ergänzt hätte.

---

V I E R T E R   B R I E F .



10/10/10





## Vierter Brief.

---

Rom den 24. Sept. 1812.

**I**n diesem meinem letzten Schreiben, lieber Freund, werde ich in Wiederholungen von dem verfallen, was ich Ihnen schon vor fünf Jahren schrieb. Ich bin gewifs kein Freund derselben, aber wenn der Zeitgeist, die Mode, Mißbräuche und schiefe Ansichten immer sanctionirt und permanent erhält, so kann man seine Stimme nicht zu laut und nicht zu oft erheben. Ich betitelte damals meinen Brief: *Disappointments at Rome*, und gebrauchte ein Englisches Substantiv, weil unsre sonst so reiche Teutsche Sprache doch kein Wort hat, so das unerwartete Entbehren eines Gegenstandes, auf den man sich eingerichtet hat, das Fehlschlagen einer Hoffnung, deren Erfüllung man schon gewifs war, so ausdrückt.

Jetzt, da ich zum drittenmale von Rom zu Hause angelangt bin, fangen die mannichfaltigen Gegenstände und Empfindungen, die sich dort kreuzten, täglich, stündlich abwechselten, an, sich in etwas zu ordnen, und ich genieße sie zum zweytenmal. Die Entfernung vom Momente, da ich sie genoss, ist nun frey von mancher Nebenempfindung, die oft unzertrennlich von dem Genusse ist: denn selten erscheint in diesem Menschenleben ein erfreulicher Gegenstand anders als auf einem dunkeln Grunde. Manche Beschwerde, zu ihm zu gelangen, die den wirklichen Genuß durch ein Nachgefühl verbittert, ist nun vergessen, und die Erinnerung desselben ist nun ungetrübt und lebhaft.

Auch die das Herz pressenden Gefühle über die Zerstörung Roms, die Klagen, die Bilder des Elends, die mir meine letzte Reise so verbitterten, wenn ich sie mit meinen zwey vorhergehenden vergleiche, sind wenigstens nicht mehr so drückend. Meine Seele ruft jetzt die genossenen Gegenstände nach einander herauf. Sie sind nicht schwächer, als ihre Bilder waren, wie sie mir noch in der Zukunft schwebten, denn ich

hatte es mir zum Voraus zur Pflicht gemacht, mir sie nicht durch die Phantasie vormahlen zu lassen, obgleich die Reise nach Rom und der Aufenthalt dorten seit 30 Jahren der innigste Wunsch des Jünglings und des Mannes gewesen war. Sie sind nicht schwächer dadurch, daß ich mir sie zum drittenmal verschaffte. Der Freund der Künste, des Alterthums, der Geschichte, der Naturschönheiten, vermehrt seinen Genuß durch die öftere Betrachtung dieser Gegenstände dort, an dem Orte, der für ihn so einzig ist, mit keinem andern verglichen werden kann, und gleichsam insularisch dasteht. Es ist nicht, daß ich ihn durch ein mir eigenes Medium ansehe; fragen Sie alle, die eine Zeitlang in Rom waren und es zu genießen wußten.

Nun höre ich wieder, wie die beyden vorigen Male überall und von Jedermann mir zurufen: Ach wie beneide ich Sie! ach wie oft habe ich mich nicht, wo nicht an Ihre Stelle, doch an Ihre Seite gewünscht! — ach könnte ich nur einmal Rom sehen! und tausend dergleichen Ausrufungen auch von Leuten, denen sie von Herzen gehen und bey welchen sie nicht zu den Gemein-

plätzen der Conversation gehören. In eine Art von Fieberhitze ist dieser Wunsch verwandelt worden, durch die Menge Kunsttheorien, wovon zahllose Bände und Hefte und Aufsätze vorhanden sind, (und noch fahren so viele fort, ihren metaphysisch-ästhetischen Laich von sich zu geben), die Kunst-Tribunale, die Beschreibungen von Kunstwerken, die declamatorischen Mahlereyen mit Worten, die hochtrabenden Expectorationen über Kunst, die sich in allen periodischen Schriften befinden, die bald, nebst den Taschenbüchern, die einzige Quelle der Belehrung der künftigen Generationen seyn werden, samt dem Heere Reisebeschreibungen in dieses Land. Wie gern beantwortete ich diese lauten Wünsche manchem theilnehmenden Freunde mit der Aeusserung: Gut! wenn Euch für morgen Euer Wunsch gewährt wird, in drey Monaten bereut ihr ihn, oder ihr findet wenigstens die Gewährung weit unter Eurer Erwartung. Wie manche Belege dazu fand ich in Rom! Doch hievon in der Folge. Es ist allgemein bekannt, welche Vorkenntnisse und Vorbereitungen erfordert werden, um nicht nur mit Nutzen, sondern nur mit

einigem Genuss, fremde Länder zu sehen. Aber nirgends sind solche so nothwendig, als zu einer Reise über die Berge. Die Meisten haben durch Lectüre, aus obigen Quellen, einige Ideen von der Gröfse dieser Hauptstadt der alten und neuen Welt, etwas Nomenclatur von den grofsen Meistern in den bildenden Künsten gesammelt, und einige nothdürftige Brocken der Landessprache. Sie haben von den Ruinen des alten Roms gehört; sie wissen vielleicht etwas von der alten und mittleren Geschichte, wissen, dafs sie auf klassischem Boden sind, wissen, dafs da Meisterstücke neuerer Baukunst vorhanden, und wundersam paart sich damit in ihrem Kopfe, was sie in den Klassikern und in der Geschichte gelesen, was ihnen der tongebende Aesthetiker des Jahrgangs gesagt, was sie in einem Dichter gefunden, und was ihnen Reisebeschreiber, wie Du Paty (wir haben auch Copien, und zwar schlechte, von Teutschen Reisenden) vordeclamirt haben. \*) Auf der Stelle ist es

---

\*) Du Paty's Briefe haben viel Lärmen gemacht schon 20 Jahre her beynah, und zu meiner Verwunderung sind sie sogar vor zwey Jah-

alsdann ganz anders, und wenn sie es gesehen haben, so sagen sie sich selbst, wenn sie es auch nicht laut bekennen: war es nur das?

Treten sie nun vor eine solche Ruine, die nicht mehr zu den erhaltensten gehört, so sehen sie nichts als eine Steinmasse, ungefähr in etwas anders, als die einer zerstörten Burg, und oft weniger ein Ganzes bildend. Das kommt daher, sie denken sich meist das alte Fragment, so wie es etwa ganz nach ihrer, zu Hause von der Phanta-

---

ren in Teutschland wieder übersetzt worden. An Ort und Stelle, wenn man die herrlichen Gegenstände, welche sie mit luxurianten Phrasen, blos Französischem Witz und concetti schildern, unter Augen hat, waren sie mir schlechterdings unlesbar. Desto mehr befriedigt den Menschen von Gefühl Moriz und Heinse. Auch den prosaischesten Leser erheben sie zu sich, denn nicht nur Phantasie allein entflammt ihre Schilderungen, diese sind auf Wahrheit, richtiges Gefühl, verdaute klassische Kenntnisse gegründet, sie sind nicht gesucht, sie hören sich nicht sprechen, das Schöne, das Große des Gegenstandes facht das ihnen natürliche Feuer der Erzählung bey ihnen an.

sie geleiteten, Meinung konnte ausgesehen haben; sie denken sich solches in dem romanhaften Zustande, in welchen die gedruckte Beschreibung sie versetzt, wo man sich meistens das alte Gebäude, obgleich nur dunkel, ganz vorstellt; oder sie können wenigstens das Idealische und die associirten Ideen beym Lesen nicht selbst von den richtigeren trennen.

Mit geläuterten, vorher erworbenen, Kenntnissen aber betrachtet der gebildete, richtig belehrte, und fühlende Reisende die Sache, wie sie ist. Erst auf der Stelle, nicht vorher in der Phantasie, ergänzt er solche, sucht ihre Verhältnisse zu finden, bewundert die Kunst der Alten im Mechanischen der Ausführung, ihre, Zeit und Barbaren trotzen, Verbindungsmittel, und hat er Sinn für Effecte der Natur, so freut ihn auch der Eindruck, den die Eigenthümlichkeiten des südlichen Himmels diesen Monumenten nur in diesem Lande verleihen, als z. B. das Abschneiden der Umrisse der Gegenstände auf dem heitern Blau, die Localfarbe, die nur die Puzzolana einem Gemäuer in Italien ertheilt, u. dgl. Er genießt jedes Einzelne der Art nach dem Maasse, das

seine Beschaffenheit gestattet, und die ungeformten Castelli dell' Acqua Marzia bey St. Eusebio gewähren ihm einen, zwar untergeordneten, aber eben so reinen Genuss, als die Triumphbögen auf der Via sacra, und er verlangt gar nicht, daß ihm die Gemälde in den Bädern des Titus eben so erscheinen sollen, wie er sie zuvor zu Hause in Kupfer gesehen hat.

Daher denn die meisten Reisenden, die ich gekannt habe, gewöhnlich nur das Colosseum, das Pantheon, die Säulen des Antonius und Trajans etwa ihrer Erwartung entsprechend fanden. Man glaube ja nicht, daß dahin abzweckende Vorkenntnisse und Vorbereitungen nur zu antiquarischen Untersuchungen nöthig sind: nein, auch dem, der nur als gebildeter Mensch genießen will, sind sie unentbehrlich, der den Aufwand seines Geldes, seiner Zeit und seiner Beschwerden durch einen bleibenden Genuss bezahlt erhalten will. Große Naturwerke, ein Gletscher, ein Staubbach, ein Untergang der Sonne im Meere, machen ihre Wirkung auf jeden, der gesunde Augen und etwas Gefühl besitzt; jeder würdigt sie genau, wie es der ihm verliehene Grad von

Empfänglichkeit mit sich bringt. Aber was man Großes in Rom sieht, ist Menschenwerk, und Menschenwerk muß wieder durch Hülfe von der Art Kenntnissen, die es hervorbrachten, genossen und verstanden werden.

Was von neuerer Architectur vorhanden ist, kann man weder genießen, noch verstehen, wenn man nicht einige Bekanntschaft mit ihren Theilen und insonderheit mit ihren Epochen, etwas Kenntniß der Geschichte und der Männer mitbringt, die sie hervorbrachten. Hat man das nicht, und sucht es sich nicht zu erwerben, so bleibe man ja lieber auf dieser Seite der Berge, so sieht man in Wien und Berlin nicht viel weniger.

Was man aber vor allen Dingen, wenn man in seinem Genuß nicht gestört seyn will, dort lassen muß, ist die Angewohnheit an das Geputzte, das Geendigte, an das Niedliche und Reinliche, woran man sich in England, Holland, Teutschland, Frankreich und in der Schweiz gewöhnt, und mit Recht gewöhnt hat, weil es uns unser Klima, unsere Lage, unsere Mittel, unsere Erziehung nothwendig machen muß-

ten. Das fällt in Italien weg. Die Alten bauten ohne Rücksicht auf Mode und Convenienz, irgend einem grossen Zwecke gemäfs. Der war ihre Hauptsache, den zu erreichen, hatten sie in Ansehung des Platzes, der Gröfse, der Mittel, der Materialien und der Kosten, freyen Spielraum — sie arbeiteten auf den wahren Zweck des Gebäudes hin, und da sie den erreichten, brauchten sie auch nichts weiter. Bey uns erfordert der Mangel an Mitteln, unser Klima, unsere Sitten, dafs, um etwas Gutes doch auch zu haben, wir auf Glanz, Nettigkeit und Vollendung sehen müssen. Wir müssen neun Zehntheile unsers Lebens unter Dach zubringen. Es sind uns daher eine Menge Dinge zu Bedürfnissen geworden, die man in Italien gar nicht, oder nur roh und unvollendet kennt.

Die Architectur der Cinquecentisten, die dem Reisenden immer noch das Sehenswürdigste verschafft, war in Rücksicht auf Zweck, Mittel, Spielraum, oft im Fall der Römer. Diefs und sein Klima setzten den Römer dieser Epoche in den Stand, das vernachlässigen zu dürfen, was, wie ich oben gesagt, uns zum Be-

dürfnis werden muß. Jetzt hat der Zerfall von Rom und die Revolution ihre Nachkommen gezwungen, es vernachlässigen zu müssen.

Will man nun alte und neue Producte dieser Kunst genießen, so befreye man sich von dieser Rechtlichkeit, daß ich es so nenne. Man läuft sonst Gefahr, das Pantheon von aussen für einen Gefängnisthurm, oder, Gott weiß, was sonst, anzusehen, und aus dem großen Genusse an einem Meisterstücke von Bramante und Vignola, durch Thürflügel im Portal, wie bey uns kein Stall sie hat, durch hölzerne Läden an einem Fenster, dessen schöne Verhältnisse studirt zu werden verdienten, durch ungewaschne Scheiben in einem Saal, dergleichen in Teutschland kein Fürst hat, durch Schlösser an einer Zimmerthüre, wie man sie bey uns an Gefängnissen kaum antrifft, ganz herausgeworfen zu werden.

Um ferner Rom von der Seite zu genießen, muß man, was jeder Mensch eigentlich durch Erziehung schon haben sollte, und mancher Jüngling in England und der Schweiz, selbst ehe Pestalozzi es zuerst gepredigt zu haben wähnte, schon hatte: man

sollte sich ein natürliches Augenmaafs durch Uebung zu verschaffen wissen.

Man läuft Gefahr, dafs einem, besonders Anfangs, Alles kleiner vorkommt, als man glaubte, und dafs man sich auch von Seiten der Dimensionen in seiner Erwartung betrogen sieht, und das ist, wenn Wirklichkeit an die Stelle des Idealischen tritt, kein geringer Betrug. Ich sah Leute, die die Obeliskten für klein hielten, und sie noch gröfser haben wollten. Ihr ungewöhntes Auge berechnete nicht die Gröfse der umstehenden Gebäude, und dafs, seitdem sie die Alpen zurückgelassen, sie viel Schlechtes, selbst Elendes, aber nichts Kleines, dem Maafs nach, gesehen haben. Dafs die Peterskirche bey der ersten Betrachtung nicht so gros scheint, als bey der wiederholten, das findet man in allen Reisebeschreibungen. Aber in den wenigsten ist zu lesen, dafs diese Erscheinung beynahe bey allem Grossen und Schönen, was man in Rom findet, eintrete.

Was zu der unbilligen Beurtheilung des Maafses der Gebäude häufig mit beyträgt, sind die Abbildungen derselben, durch die man meist voraus schon zu Hause mit ihnen

bekannt wird. Selten sind solches architectonische Bücher. Selten faßt man Dimensionen richtig mit dem Auge; allein was man von solchen Abbildungen sieht, ist meistens aus einem hohen Augenpunct gezeichnet, den man, wenn man an Ort und Stelle kommt, nicht erreichen kann, demnach die Gegenstände nicht wieder erkennt, und wenn man der Perspective unkundig ist, es nicht zurecht legen kann. Das beste, was man hat, ist von Piranesi; allein diese Blätter geben nur eine treffliche Reminiscenz; sie sind theils durch die Radirnadel, die sie hervorbrachte, zu einem übertriebenen Effect gebracht, zum Theil aber stellen sie auch wirklich die Gegenstände geometrisch zu groß dar. \*)

---

\*) Piranesi gestund selbst Labruzzi, dem sorgfältigsten Zeichner antiker Ueberbleibsel, der noch in Rom ist, daß er in seinen Abbildungen manchmal die Oncia in der Wirklichkeit für einen Palmo in der Abbildung angenommen, das heißt, den Zoll für einen halben Schuh, weil es doch, sagte er, einen bessern Effect mache. Die meisten Abbildungen sind aus einem hohen Augpuncte, wo nicht gar im Vogel-Perspectiv, und auch das weiß oder merkt mancher Reisende nicht.

Nun komme ich aber auf den Hauptgegenstand, worin ich so manchen in seiner Erwartung getäuscht sah. Ehe man nach Italien kommt, erhält man den Kopf voll von Nahmen von Statuen, Büsten, Basreliefs, Fresco - Altar - und Staffeley - Gemälden und ihren Verfertigern. Wenn man angelangt ist, will man das Alles sehen, und dann fehlts an Augen dazu. Da sehe ich Leute in den Museen herumlaufen, die nicht wissen, was und wie sie es ansehen sollen. Zwey, drey Gallerien und eben so viel Dutzend Kirchen haben sie heute schon durchlaufen, und man sieht ihnen die Ermüdung von der Frohnarbeit an. Wenn der wahre Künstler, nachdem er drey bis vier Stunden in der Gallerie Doria oder Borghese, oder nur in der minder gefüllten der Villa Ludovisi zugebracht hat, sich vom geistigen Genufs ganz erschöpft fühlt, wie müß es denen seyn, die zwischen 9 Uhr Morgens bis 2 Uhr Mittags sechsmal so viel gesehen haben — was kann da im Kopf und in der Seele bleiben?

Mehrere mir bekannte Fälle berechtigen mich zu glauben, dafs das Geschichtchen wahr seyn mag, das man einem jungen

Engländer nacherzählt. Sein Antiquario machte ihm den Vorschlag, eine Kutsche mit zwey Pferden zu miethen, dann wollte er ihm in vierzehn Tagen nach einem, von ihm selbst entworfenen Plane alles Merkwürdige zeigen. Wir wollen vier Pferde nehmen, erwiederte der lehrbegierige junge Mann, dann können wir wohl in acht Tagen fertig werden.

Mit Raphael treiben die meisten Reisenden den ärgsten Unfug. Von ihm wird in Teutschland seit einiger Zeit mächtig viel gedruckt. Wie wenige Leute wissen, was dazu gehört, um zur Kenntnifs, zum Gefühl des Werthes dieses großen Mannes nur so weit zu gelangen, als es dem Kunstliebhaber, der mit dem Mechanischen der Kunst nicht bekannt ist, möglich ist? Denn nur der Künstler, und selbst unter diesen nur Wenige, können sein ganzes Verdienst einsehen. Es ist einmal angenommen, daß er seines Gleichen nicht habe — aber wie viele sah ich, die eigentlich nicht wußten, was sie an ihm zu sehen haben? Kommen sie in die Stenzen, ja da stehen sie und wissen nicht, was sie sich selbst über die genossenen Herrlichkeiten in ihrem Innern zu sagen

haben. Verdorben ist so vieles von dem, was sie gesehen, und so ist es, als ob sie nichts gesehen. Dafür faseln sie aber alsdann, wenn sie unser liebes Vaterland wieder betreten, mündlich und gedruckt, daß man daraus schon sieht, um wie viel klüger sie von ihrer Reise von Rom zurückgekommen sind. Es wäre eine Wette zu gewinnen, daß man so Manchem, welcher versichert, daß er heisse Thränen vor Raphaels Bildern vergossen, einen ächten Raphael unter zehn bis fünfzehn Bildern von Carlo Maratti und Sassaferrata in sein Zimmer hängen dürfte, ohne daß er sein Daseyn ahnen würde. \*)

Ausser den seltenen Ausnahmen von solchen, welche Sachen- und Menschenkenntnisse mit richtigem Gefühle verbanden, waren mir ganz rohe, geradsinnige, ungelehrte Menschen die liebsten — die nehmlichen, die in der Literatur, wie im gemei-

---

\*) Ist doch de Piles, der viel über Kunst geschrieben hat, ehrlich genug, zu gestehen, daß er, als er mitten in den Stenzen gestanden, gefragt habe: wo sind denn Raphaels Gemählde?

nen Leben, weit seltener fehlschießen, als die Halbgelehrten. Mutter Natur hatte ihnen gesunde Sinne ertheilt (*magna est Dei gratia, sensu communi valere*, sagt der alte Cominaeus in seinem Kinderbuche, *Orbis pictus* betitelt); man mußte ihnen erklären, was ein Obelisk, eine Pyramide, ein Triumphbogen sey; aber sie urtheilten weit richtiger über die Verhältnisse der Theile, den Eindruck des Ganzen dieser, ihnen ganz neuen, Gegenstände, als Mancher, der jede Messe seinen voluminösen Cargo auf ästhetischen, periodischen und nicht periodischen Werken, den Fluß der Vergessenheit hinunter segeln läßt.

Sie erinnern mich an jene Geschichte abermals eines rohen Englischen Jünglings, der mit einem Haufen Landsleute, welche Kenner waren, dem Tone gemäß, in der Gallerie zu Florenz umherschlenderte. Seine Begleiter weilten in den Zimmern, wo die Werke der alten Mahler hingen. Ihn trieb die lange Weile voraus. Nach einiger Zeit kam er zurück und sagte: ich weiß nicht, was ihr an dem alten Zeug da seht; ich verstehe von all den Mahlereyen so wenig, wie mein Hühnerhund; aber in dem Zimmer

da hängt das Bild einer Bauersfrau, die ihr Kind so lieb hat, daßs ich nicht davon wegkonnte, so gefällt es mir, das seht an! — Sie gingen ihm nach, und fanden, daßs es die Madonna della Sedia von Raphael war, die er aufgefunden hatte. Wer hat dem Künstler besser gehuldigt, dieser Naturmensch, oder jene nordische Dame, die uns in ihren vor sechs Jahren gedruckten Briefen versichert, daßs sie keinen Morgen ausgegangen sey, ohne Blumen zu warten, die sie der Minerva in der Villa Albani als Opfer zgedacht hatte; daßs sie auf dem Campo vaccino sich nicht getraut habe, laut zu reden, um die schlummernden Geister der alten Römer nicht zu wecken?

Wollen nun diese Leute, die sich von Rom so viel versprechen, die gehört oder gelesen haben, daßs diese Kirche diefs oder jenes Meisterstück von der und der Schule enthalte, sehen, so sind sie auch, den seltenen Fall ausgenommen, daßs sie wissen, was sie sehen, doch betrogen. Denn treten sie nun in die Kirche, so ist sie, wenige ausgenommen, wie S. Paolo fuori di Mura, S. Agnesa und S. Maria degli Angeli alla Certosa, so überladen mit Bildhauerey,

Schnitzwerk, Gemälden al fresco und in Oel, daß einige Zeit, oder ein Führer dazu gehören, um das gewünschte Bild auszufinden; und dann ist es in zwanzig Fällen gegen einen schlecht beleuchtet, oder eingeschwärzt, oder übermahlt, retouchirt, beschädigt, und oft mit Flitter-Kronen besteckt und bedeckt. Im hohen Sommer sind dann noch dazu oben die Gardinen vor die Fenster gezogen, daß es an genugsamem Lichte mangelt, um ein Kunstwerk zu betrachten. Mag sich gleich in allen diesen Fällen der wahre Kunstfreund, wie der Künstler, helfen, so bleibt dies immer ein Abzug an der Freude, welche die Phantasie den reiselustigen Ultramontanern vormahlt. Er verliert in dem Grade, als er dem Italiener in Rücksicht auf eine gewisse, angebohrne, nicht erstudierte, und, daß ich mich des Ausdrucks bediene, nicht erlesene Kunstliebe, weit nachsteht. Dieser hat Alles von der Natur, ein scharfes Auge und einen sichern Tact in Rücksicht auf Menschen und den Vortheil, den er von ihnen ziehen kann. Von Kindheit auf sind ihm die Gegenstände der Kunst Gegenstände des Interesses und der Freude; sie gehören zu

seinen gewöhnlichen Umgebungen. Bey uns aber ist es blofs erworbene Notiz, zu der uns meist unsre so erkünstelte Erziehung hinaufgeschraubt hat.

Man bemerke nur, mit welchem anspruchslosen Interesse der gemeine Römer in der Kapelle zu S. Gregorio Magno die Werke des Domenichino und Guido betrachtet, wenn sie in der Woche von aller Seelen geöffnet ist, und ihn Gewohnheit und Andacht schaarenweise hintreibt. Man höre seine Urtheile über Kunstwerke, wenn sie im Pantheon, oder sonst wo, öffentlich ausgestellt werden. Ich bin selbst Zeuge gewesen, wie an letzterem Orte ein Teutscher Künstler auch durch die Vox populi, neben dem Beyfall unpartheyischer Kenner, für die Kabalen seiner Landsleute schadlos gehalten wurde.

Diese Saite kann ich nicht berühren, ohne zu beklagen, dafs unter den Teutschen Künstlern ein Neid, eine Partheysucht herrscht, die man bey keiner andern Nation, weder bey Franzosen, Spaniern, noch Italienern findet. Hat ein Teutscher ein Kunstwerk aufgestellt, so ist er sicher, dafs die Franzosen es mit Billigkeit beur-

theilen, und sich auf eine Weise äussern, welche ihrer Lebensart Ehre macht; eben so Spanier, Dänen, Schweden, und am aufrichtigsten die Italiener. Von seinen Landsleuten aber hat er leider meist nachtheilige Urtheile zu gewarten. Es wird sogleich Parthie gegen ihn gemacht, mit einem Eifer, welcher mit dem mehr oder minder günstigen Urtheil der übrigen Künstler von andern Nationen in richtigem Verhältniß steht.

Wird der richtig denkende und witzige Verfasser der Briefe des Ardinghello (s. Ital. Misc. Heft 3 des 1sten Bandes S. 174) sie nicht fortsetzen? Ich bin gewifs, er wird in dem Falle auch dieses nicht ungenutzt lassen. Eben so wenig wird ihm auch der fatale Umstand entgehen, und von ihm in der so erwünschten Fortsetzung dieser Briefe gerügt werden, dafs man leider auch wieder unter unsern Landsleuten, neben so manchem vorzüglichen Mann, so viele junge Leute sieht, welche, obgleich mit Anlagen, jenen gleich zu kommen, dennoch nicht dazu gelangen können, weil sie zu unvorbereitet und zu früh nach Rom gekommen sind. Ach! es ist ein zu allgemeines Uebel in Deutsch-

land! Ist das nicht auch der Fall in den Wissenschaften? Werden unsere berühmtesten hohen Schulen nicht von einer Menge junger Leute in einem Alter, und mit einer so geringen Masse von Kenntnissen besucht, daß es besser wäre, sie trieben auf niedern Schulen und Gymnasien noch einige Jahre Anfangswissenschaften und insonderheit Philologie.

Nun wieder auf unsere Reisende zu kommen. Seit ungefähr zwey Decennien ist ein Gegenstand in Italien rege geworden, der dem wohl vorbereiteten Reisenden eine neue Quelle des Vergnügens gewährt, und bey welchem es dem gewöhnlichen ergehen wird, wie es ihm meist mit Raphael geschieht. Mit einem löblichen Eifer ist man auf die Kunst vor Raphael, auf ihre Inkunabeln in den Werken des Giotto, Orgagna, Taddeo Gaddi u. dergl. verdoppelt aufmerksam worden — nicht daß man solche vorher nicht gekannt, besucht und studirt hätte; dies unterliefs kein fleißig arbeitender Künstler. Allein seit zwanzig Jahren ist es Mode geworden, auch davon zu schwatzen und zu schreiben.

Mancher Schriftsteller vermeint, seine

Flachheit durch diese bisher minder geläufigen Namen über die andern, die nur die gewöhnlichen Künstler zu citiren wußten, zu erheben. Jetzt sucht man den alten Vasari wieder hervor, um durch ihn ein Relief vor andern Scriblern zu erhalten. Diefs ist nun ein Zuwachs von Erwartungen für die nach Italien Reisenden. Sie laufen nun auch in die Kapellen des Masaccio und Fiesole, und die Antiquarii und Lohnbedienten haben, so wie die Reisenden, ein Paar Gänge weiter. In Teutschland werden nun auch dadurch ein Paar Ballen Papier mehr mit Druckerschwärze besudelt.

Freylich freue ich mich dieser, für das Kunststudium neuerlich eröffneten, Bahn, woran Hirt in seiner Monatsschrift, Teutschland und Italien, vor 20 Jahren für uns einen grossen Antheil haben mag. — Mit innigem, lebhaftem Gefühl sah ich in Florenz und in Toscana überhaupt, in Rom bey S. Clemente, im Vatican, in der Kirche der Madonna del Popolo, von Ara Celi, und anderwärts, die Werke dieser Vorläufer der hohen Kunst, lernte ihre Vorzüge aus dem Munde der Künstler, die ich begleitete, kennen, mit

noch lebhafterem sah ich die Resultate dieses Studiums in so manchem neuesten Producte, und insonderheit bey einem der, nun in Rom lebenden, Brüder Riepenhausen in einem Cyclus von Entwürfen des Lebens der heil. Genoveva. Nicht von diesen neuen Studien spreche ich hier, nur von dem Mißbrauch und der Geckerey, die daraus entstehen kann, weil man die Mittelstrasse selten zu halten pflegt, und gerne nach dem Neuen schnappt. Der Teutsche nimmt ohnediefs so leicht auf bloße Autorität an, und ich möchte verhüten, daß er nicht eine neue Veranlassung bekomme, sich über getäuschte Erwartungen zu beklagen. Ich war bisher immer auf Herrn von Ramdohr ungehalten, daß er in den wortreichen drey großoctav Bänden, worin er dem reisenden Teutschen alles vorkaut, was, und wie er in Rom, in Rücksicht auf bildende Kunst, zu sehen hat, diese Männer ganz ausgelassen. Allein er unterliefs es vielleicht aus obengedachten Gründen.

In meinem dritten Briefe habe ich mich schon über die Manie geäußert, die nun an der Tagesordnung ist, wie die Cinquecentisten zu mahlen.

Man kann sehen! man kann sehen! wie wenige Menschen haben eigentlich Augen, schreit sich Milizia heiser in seinem Dizionario delle belle arti del disegno, und in seiner Arte di vedere nelle belle arti del disegno. — Nicht dem Künstler von Profession allein gilt dieser Zuruf, nein, besonders auch dem Reisenden.

Zu dem höhern Genusse, den ihm, wenn er jene Kunst, zu sehen, besitzt, die Werke der alten, mittlern und neuern Zeit verschaffen werden, gesellt sich dann von selbst der grössere Vortheil, gerecht gegen seine Zeitgenossen zu seyn. Er wird, wenn er reich ist, weder sein Geld, noch wenn er Einfluss hat, seine Empfehlungen, noch wenn er Schriftstellertalente besitzt, seine Feder mißbrauchen, um sie an das Lob der Unwürdigen, und den Tadel der Ehrenwerthen zu verschwenden. Die Calumnien, welche die Neider der Letztern ihm in die Ohren zu tragen nicht ermangeln werden, hört er mit Mitleiden an; jene Afterurtheile über Kunst, die er in Teutschland lesen mußte, begleiten ihn nicht vor die Staffeley seiner Zeitgenossen. Kein Gemälde hat für ihn bloß darum Werth, weil es

vor Jahrhunderten schon gepinselt wurde. Am erfreulichsten gerade wird ihm das schöne Kunstresultat seiner eigenen Zeit seyn. Mit Vergnügen wird er die Werke derer, die am meisten geschmäht werden, auszeichnen, und ihnen in seiner Sammlung schon den Platz anweisen, welchen ihnen die gerechtere Zukunft gewifs nicht versagen wird. Wohl weifs er sich zu hüten, mittelmäßige Kunstanlagen einem andern Gewerbe zu entziehen, und mit der so häufigen Leichtgläubigkeit der Kunstfreunde einen elenden Wechselbalg für die Geburt des drangvollen Genies zu halten. Nur wenige gehen ein in den Tempel der Kunst; durch ihn werden sich keine Schaaren vor den Thoren desselben sammeln, welche so oft den würdigen Mann am Eingang verhindern.

Hier könnte ich durch eine schöne Episode meinen Brief verlängern, und Sie in etwas sogar unterhalten, wenn ich die Protection, welche Lord Bristol in Rom den Künsten angedeihen liefs, und wovon ich, bey dem Verkauf seines Nachlasses zu St. Isidoro, sonderbare Beweise sah, in etwas beschriebe. Es ist mir aber schon ein Teut-

scher Künstler, der Augenzeuge und einigermaßen Theilnehmer daran war, zuvor gekommen.

Aber, werden Sie mir einwenden, ist das Sehen, dessen Nothwendigkeit Sie so eifrig dem Milizia nachbeten, auch etwas, das man sich so leicht, das auch ein Laye sich erwerben kann? Ja, wiederhole ich Ihnen. Jeder Mensch, dessen Seelenkräfte nicht ganz vernachlässigt sind, kann es, nach deren Maalsgabe, wenn er es ernstlich will. — Ich antworte Ihnen dadurch, daß ich mich auf Ihre eigene Erfahrung berufe, ohne Ihnen alle die tief- und richtig fühlenden Reisenden anzuführen, welche weder Gelehrte, noch Künstler waren, die ich kennen gelernt, und die dieser Forderung, jeder nach seiner Individualität, entsprochen haben — besonders aus dem andern Geschlecht, das uns in einem sichern Tact über Menschen und Dinge weit übertrifft, wenn es solche auf andre Gegenstände, als Vergnügen und Beherrschung des unsern auszudehnen für gut findet.

Von dem größten Nutzen ist es für den Reisenden, wenn er sich wenigstens eine mäßige Fertigkeit in der Landessprache zu

erwerben sucht. Es ist dieses bey allen Reisen von Nöthen, bey einer nach Italien aber eine unerläßliche Bedingung, wenn man nicht die Beute aller derjenigen werden will, welche von den Fremden leben. Die Kenntniß der Sprache gibt einem bey der niedern Klasse eine Ueberlegenheit, welche nothwendig ist, um nicht betrogen zu werden. Der Spanische Platz ist dafür bekannt, dafs die meisten Bewohner sich von den Fremden nähren, und dafs dort alles theurer ist, als in der inneren Stadt. Mit einiger Fertigkeit im Italienischen erhält man in dieser Verbindungen, durch welche man überzeugt wird, dafs Redlichkeit, Rechtlichkeit, gefälliges Benehmen und selbst Uneigennützigkeit in Rom so gut zu Hause sind, als in Teutschland.

Man erblickt den Italiener in dem möglichst günstigen Lichte, in dem ihn die bisherigen Reisenden selten wollten gesehen haben. Man läßt ihm freywillig die Gerechtigkeit widerfahren, dafs er, was er Gutes an sich hat (und dessen ist nicht wenig), aus der Hand der Natur empfangen, und das Schlimme eine Folge seiner elenden Staatsverfassung ist. Die Geschichte

gibt ihm die Belege für seine Apologie. Vielleicht ist kein Volk in Europa, an dessen Verschlimmerung seine Beherrscher seit mehr denn tausend Jahren so unablässig, so systematisch gearbeitet haben. Alles Gute, was seit Theodorich in Italien geschah, war nur partial, und so war es auch sein Wohlstand. Schon im 13ten Jahrhundert sagt der Toscanische Dichter:

Nave senza nochier, di dolor ostello,  
Non donna di provincie, ma bordello.

Seitdem hat es alle Uebel erduldet, welche der Reihe nach und zusammen die bürgerlichen Kriege, Aristokratie des Geldes und der Geburt, Luxus, Hierarchie, Sittenlosigkeit und Revolutionen einzeln und vereint aushecken können.

Eben die Geschichte leitet den unterrichteten Reisenden auf die Individualität des Römers — auf das, was ihn interessanter, als den Italiener anderer Theile des Landes macht. Das dolce far niente macht zwar nichts weniger, als gute Staatsbürger, aber wenn es Jahrtausende getrieben, und ausschließlich getrieben wird, und unter allerley Gestalten von dem Gefechte bey Zama an bis zu dem Gnadenjahr

1809, so muß sich ein Gepräge von Originalität in den Bewohnern einer Stadt finden, das man so stark bezeichnet nicht leicht antrifft. Wenn es sich nun findet, daß dabey die Kunst immer mehr oder weniger sich auf diesem Fleck concentrirte; wenn dieser Fleck dabey immer, unter allerley Modificationen, eine Hauptstadt blieb, so müssen den Einwohnern doch immer einige Eigenthümlichkeiten, und zwar sehr interessante, sogar liebenswürdige, bleiben. — Meine Ableitung derselben mag Ihnen noch so schief vorkommen. Die Eigenthümlichkeiten sind nicht weniger vorhanden, und erhöhen den Genuß des Reisenden, er mag Künstler, Dilettant, Epikureer oder sonst seyn, was er mag, wenn er nur Gefühl und Unterricht genug hat, ihnen in ihrem Ursprunge nachzuspüren.

Und was soll ich von der schönen Hälfte der Bewohner der Sieben-Hügel-Stadt sagen? Auch diese erfordert und verdient, wie Raphael, eine nähere Prüfung, bey der sie nur gewinnt. Die Mailänderin ist schön durch ihre Farbe, die sie der Nähe der Alpen verdankt; die Veroneserin desgleichen. Auf die Venetianerin bereiten uns Paolo

Veronese und Titian vor; die Anconitanerin sucht wohl ihres Gleichen, aber mit alledem hat die Römerin selten im ersten Augenblick, aber nach langer Zeit Reize, über die ich mich nicht auslassen will, weil ich unversehens in ein Gemählde von Rom gerathe, das, mit allem Fleiß, doch nie werden könnte, was dasjenige, welches im Jahre 1803 bey Perthes in Gotha herauskam, in so vollem Maasse geleistet hat, und das, ob es der Verfasser gleich, dem speculirenden Buchhändler zu Liebe, in sechs Wochen fertigen mußte, doch in seinem kleinen Format, dem innern Gehalt und der Brauchbarkeit nach, manche voluminösen Werke aufwiegt. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß er, den seine Kenntnisse und sein langer Aufenthalt in Rom so sehr dazu geeignet haben, den Theil von Volkmanns Beschreibung von Italien, welcher Rom behandelt, zum Gebrauch künftiger Reisenden umarbeitete. Volkmann bleibt immer das beste, was man über Italien hat. Er ist durch Teutschen Fleiß so vollständig gemacht, als möglich, hält dabey die glückliche Mittelstrafse zwischen den trocknen Verzeichnissen eines Vasi, und den

Declamationen unserer Reisebeschreiber, wodurch es zur brauchbarsten Anleitung wird. Was man daran aussetzen kann, betrifft meistens die Veränderungen, welche durch die Zeitumstände herbeygeführt worden sind.

So wie man durch Kenntnifs der Sprache und richtiges Gefühl das Todte und Lebendige in Rom richtiger kennen lernt, so wird einem auch die so öde, und sonst so verschriene, Campagne von Rom minder widrig. Wer letzteres mitbringt, wird nicht ohne Vergnügen diese Natur betrachten, wo Pousin die großen Massen seiner Landschaften und Claude seine herrlichen Himmel und Lüfte zu schaffen gelernt haben.

Noch einen Nutzen weiter wird der Reisende, wie ich ihn wünsche, für seinen Beutel finden. Aechter Geschmack wird ihn vor dem Einkaufen ins Gelag hinein von dem einzigen Gegenstand der Römischen Industrie, Mosaiken und nachgemachten Antiken hüten, worüber man sich freylich ärgern darf. Häufig habe ich Reisende in solchem Spielzeug beträchtliche Summen verschwenden sehn, um welche man ein halbes Dutzend Teutscher Künstler Ein Jahr lang in Rom unterhalten hätte.

Habe ich gleich in diesem Briefe verlangt, daß der Reisende Kenntnisse von Architectur, von Antiken, Geschichte, Mythologie, Mahlerey, Empfänglichkeit für das Schöne der Natur und Kunst, Kenntniß der Sprache u. dergl. mitbringe, so ist das doch nicht zu viel. Man kann viel, wenn man will. Will man nicht; nun so verwende man sein Geld auf eine Reise anderwärts hin. In Rom muß man sie haben, oder man klage wenigstens nicht, wenn man alles oder vieles unter seiner Erwartung gefunden. Man wende mir nicht ein, daß man demnach in Paris auch das Museum nicht geniessen könne. Freylich kann man es nicht; aber dafür bieten Paris, selbst Wien und Berlin, so viel mannichfaltige, andre Vergnügungen dar, daß man das wohl seitwärts liegen lassen kann. Rom aber hat schlechterdings nichts, was nicht durch obige Mittel genießbar werden muß. — Wem es nicht von dieser Seite wichtig ist, hat wirklich von mannichfaltigen Leiden zu sagen. Die Betrügereyen der Leute, mit denen er in seinem Fall ausschliesslich zu thun hat, die Italienische Unsauberkeit, der gänzliche Mangel an Comfort in Wohnung, Meublen, auch bis auf die geringste Kleinig-

keit hinaus; der Schein von Elend und Armuth, welchen die leichte, Italienische Lebensweise für den hat, der Sitten, Klima und Landesart nicht kennt, der Unwille über das moralische und physische Verderben dieser Stadt, das Einzige, was vielleicht kein Reisender in seinen Schilderungen (Bonstetten etwa ausgenommen) zu grell gemahlt hat, verursachen Unannehmlichkeiten, welche ihm durch nichts ersetzt werden. Und für diesen Fall wünschte ich, dieser mein Brief möge für Ihre und meine Freunde, welche in letztere Kategorie gehören, eine Art von Warnungs-Tafel seyn.

Noch kann ich nicht schliessen, ohne den Tribut des Dankes und der Bewunderung auf das Grab des nun verewigten Veteranen unserer Teutschen Literatur, des Reformators im philologischen Studium, meines alten Lehrers, Heyne in Göttingen, niederzulegen. Der große Mann hatte nie Italien gesehen. Nichts als seine, vom Geist der alten Classiker durchdrungene, Seele hat ihn in seinen Studien geleitet. Was er je von Kunstwerken gesehen hat, war die Gallerie, in welcher denn damals, als er sich bildete, freylich das Schönste und Beste

sich befand, was man auf unserer Seite der Alpen hatte. Winkelmann war sein Freund; aber ehe er nach Rom ging, und sodann sein beständiger Correspondent; und wie richtig, wie tief gefühlt war nicht Alles, was Er über die Kunst vortrug? Heyne ist in dem Kunststudio, was Danville in der Geographie war. Letzterer kam nicht aus seinem Studierzimmer in Paris, und wer zeichnete richtiger, als er dem Schiffer auf der entgegengesetzten Seite des Erdballs seinen Weg ~~weis~~? *102*

Wenn von seinen Schülern, welche nachher in Rom recht sahen, richtig fühlten, von der antiquarischen Sucht frey blieben, alles erklären, alles deuten zu wollen; wenn sie das Schale des affectirten, vitulirenden Entzückens über hohe Schönheit auf der Stelle und nachher zu Hause, wenn man darüber schreibt, anekelte; wenn sie belehrt, gebessert von der genussvollsten aller Reisen zurückkehrten, so haben sie es seinem, anscheinend kalten, und doch höchst eindringenden Vortrag zu verdanken. Dankten sie ihm zu Hause, wenn sie von ihm gelernt hatten, die Classiker zu lesen, wenn sie von diesen in ihrem Geschmack geleitet wurden, so danken sie ihm noch mehr,

wenn sie in Rom, in Sicilien und in Griechenland sich seiner erinnern mußten.

Was wäre wohl für das Kunststudium geschehen, wenn er und Lessing in ihrem 30sten Jahr den heiligen Boden betreten hätten? Vielleicht nicht viel mehr, als ein Zuwachs angenehmer Empfindungen für sie selbst, und einige Erleichterung in ihren eigenen Studien.

Vielleicht gehörte Winkelmanns feuriger, oft nicht genug gemäßigter, Eifer dazu, um auf das große Publicum, insonderheit auf die Italiener, zu wirken, und dort eine Revolution in dieser Gattung des menschlichen Wissens hervorzubringen.

Noch eine Ausschweifung erlauben Sie mir, Freund, ja sogar noch eine einer Rüge ähnliche Anmerkung, ehe ich mein Schreiben schliesse. Sie betrifft Winkelmann, und ist vielleicht nicht so allgemein bekannt. Was ich aus dem, was ich in der Villa Albani und in dem Pallast dieses Namens sah, was ich von manchem ältern Bewohner Roms, der mit Winkelmanns und seines erlauchten Beschützers Umgebungen in Verbindung stand, erfuhr, macht mich glauben nicht nur, sondern fast versichert seyn, daß beyde nichts

von der Mahlerey verstanden, noch verstehen mochten. All ihr Wissen und Vergnügen und Treiben und Thun schien sich auf Bildhauerey und Alterthum zu concentriren. Sogar scheint mir, der Plafond von Mengs habe sich gleichsam dahin verirrt. Den Beweis dieses Satzes müssen Sie mir vorläufig schenken, bis wir mehr mit einander in diesen zwey erwähnten Gebäuden umhergehen; mittlerweile verweise ich Sie auf W—s Geschichte der Kunst, da sehen Sie, wie er sich von Cavaceppi prellen liefs. Jedoch hiermit will ich gar nicht der wahren Verehrung zu nahe treten, die Mit- und Nachwelt Winkelmann als einem wahren wohlthätigen Heros des Kunststudiums schuldig ist. Er, durch ihn Albani, mit ihm Mengs, Ritter Azara Milizia jenseits der Berge, und Heyne diesseits, gaben, jeder nach seiner Bestimmung, dem Studium der bildenden Künste, der Classiker, dem Geschmack eine so wohlthätige Impulsion, das wir die gesegneten Folgen davon noch genießen und das vielleicht die letzte Reaction gegen die einbrechende Barbarey noch ihnen wird zu verdanken seyn. Es mögen noch so viel Knaben das Piedestal der Säule,

die dieser letztere thätige, fühlende Philolog verdient, mit ihrem Unrathe besudeln, die Nachwelt wird ihm immer den Umschwung verdanken, den er seinem Fache gab.

Noch eins, Freund! Sie sind mit literarischen Anstalten, als Literatur- und Kunst-Zeitungen, periodischen Schriften und ihren Redacteurs bekannt, arbeiten Sie als Mann von Geschmack und Sinn für die Förderung ächter Kunstkenntnisse, so viel Sie und Ihre mitfühlenden Freunde können, gegen das Absprechen im Kunstfache, gegen die Urtheile von

Es ist überall Unheil bringend — als ein vielgelesener Schriftsteller

*hüher gehört für die so  
sie noch nicht kennen  
die Geschichte des Hözebue  
schen Reisebeschreibung und  
die Rüge von Mahler Müller  
in Rom*

Diefs setzt die Kunst herab. Jeder, der ein Paar Paragraphen an einen Buchhändler absetzen kann, wagt sich an die Kunst. Je bössartiger, je platter die Kritik, je sicherer wird sie nach Rom befördert, das Teutsche Buch bleibt lange dort die einzige Lectüre unter fremden Künstlern, Reisenden und Dilettanten, während es in Teutschland in den ersten vier Wochen von dem Strudel, den Teutsche Schreib- Druck- und Lese-sucht umtreibt, längst verschlungen und untergegangen ist. Es wuchert wie das vom Bösen gesäete Unkraut, schießt üppig auf, reizet der Teutschen in Rom Eifersucht und oft selbst ins Unanständige ausbrechende Unverträglichkeit und Parteysucht. Wenn auch einer aufsteht und mit Mannskraft von Kunstgefühl, Rechtlichkeit und gesundem Verstande so einen Knaben von Rom aus züchtigen will,

so muß er in Teutschland drucken lassen, dann gehts nicht wieder über die Berge, und inzwischen hat so ein Gesudel in Rom *durch* seinen schädlichen Wirkungen ungestraft, das Schöne beschmutzt, stinkend gemacht und die ultramontaner Köpfe noch mehr verrückt.

~~So ging es~~

Lang ist er geworden, dieser Brief. Wenn wir uns treffen, kann ich Sie vielleicht durch eine bündigere und kürzere Beschreibung meiner Heimreise schadlos halten. Wir werden uns über manches in Rom, das wir mit einander sahen, unterhalten können — und Notizen über Manches, das nur Einer gesehen, gegen einander auswechseln; bis dahin leben Sie wohl.



11

12

13



RAL - RG 495  
W. Parsch  
Buchbinderel  
Peiting / München

